3946 Bibl. Mont

<36613907700016

<36613907700016

Bayer. Staatsbibliothek

Beschreibung

und

Resultate

der

Fellenbergischen Landwirthschaft

zu Hofwyl.

Von

Johann Nepomuk Schwerz.

Hannover, 1816.
Bey den Brüdern Hahn.

Der große unsinnige Haufe bewundert den kriegerischen Heldenmuth, und nur Wenigen ist es gegeben, die stillen Thaten des Menschenfreundes und die nützlichen Eroberungen eines aufgeklärten Landwirthes über Vorurtheil und Schlendrian zu ehren.

A. Young.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

I.	Einleitung	Seite	1.
II.	Lage von Hofwyl	—	12.
III.	Clima	—	18.
IV.	Boden	—	21.
V.	Auswahl und Größe des Wylhofes .	—	28.
VI.	Bestimmung von Maaß, Größe, Geld und Preis der Produkte	—	31.
VII.	Wirthschaftsgebaude	—	32.
VIII.	Wegraumung der Hindernisse, und Verbesserungen	—	40.
IX.	Vormaliger Zustand des Gutes . .	—	46.
X.	Entwässerung der Felder	—	50.
XI.	Entsteinung der Felder	—	58.
XII.	Entsumpfung und Ebenung der Wiesen	—	61.
XIII.	Bewässerung der Wiesen	—	67.
XIV.	Hornvieh	—	76.
XV.	Molkenwesen	—	82.
XVI.	Das Käsemachen	—	88.

XVII. Düngerbehandlung . . . . Seite 98.
XVIII. Gespann und Gespannarbeit . . . — 117.
XIX. Gesinde und Arbeiter . . . . . . — 125.
XX. Bearbeitung des Bodens . . . . . — 130.
XXI. Behandlung der Einsaat und Aerndte; — 154.
XXII. Fruchtfolge und Pflanzenbau . . . — 159.
a. Hackfrüchte . . . . — 161.
b. Sommergetreide . . . . . . — 170.
c. Klee; Luzerne . . . . — 176.
d. Wintergetreide und Nachfrucht — 189.
XXIII. Ertrag der ganzen Landwirthschaft zu Hofwyl . . . . — 194.
XXIV. Neues Ackergeräthe . . . . . . — 215.
XXV. Zurechtweisung für Reisende, die nicht vom Handwerke sind; durch die Briefe über Frankreich von Hrn. Dr. S. veranlasset . . . . . . — 227.

Reduction

Reduction des Berner Maaßes in Hannöversches.

Bern		Hannover
Fuß . .	gleich	Fuß 1, 01
Juchart .	=	Morgen 1, 322
Milchmaaß	=	Quartier 2, 152
Müd . .	=	Himpten 5, 4
Mäßl .	=	Himpte 0, 45
Pfund .	=	Pfund 1, 065

Wesentlich zu berichtigende Druckfehler.

Seite 4, Note, Zeile 1, statt Welali-Knaben lies Wehrli-Knaben. S. 28, Z. 13, st. Pachtgut l. Prachtgut. S. 30, Note, Z. 1, st. die von mir l. die vor mir. S. 31, (bis) st. Groschen M. l. gute Groschen. S. 62, Z. 6 von unten, st. Kargen-Gräser l. karge Gräser.

Mindere Fehler:

S. 4, Note, Z. 6, st. Karren l. Karrn. S. 12, Z. 12, st. den Strömen l. dem Strömen. S. 16, Z. 5, st. Zehnde l. Zehnte. S. 35, Z. 16, st. befinden l. befindet. S. 43, Z. 1, st. werde l. werden. S. 54, Z. 5, st. zu versehen l. versehen. S. 124, Z. 8 von unten, st. Vortheilen l. Vorurtheilen. S. 136, Z. 9 von oben, st. 8 Zoll l. 6 Zoll. S. 153, Z. 8 von unten, st. Felgen l. Belgen. S. 182, Z. 4 von unten, st. Buchsen l. Buchsee. S. 190, Z. 5 von unten, st. 12 Zoll l. 6 Zoll. S. 208, Z. 14 v. o., lies: der entrahmten überbleibenden 5, 4 Maaß u. s. w.

I.

Einleitung.

Zu agronomischen Beobachtungen, wie es scheint, bestimmt, unternahm auch ich, vor itzt drey Jahren, eine Reise nach jenem berühmten Orte, der eben sowohl durch die großen und wohlthätigen Pläne seines Besitzers, als durch die Widersprüche, zu denen sie Anlaß gegeben, merkwürdig geworden ist. Allein weder das, was bis dahin darüber geschrieben worden war, noch das, was ich, bey einem zehntägigen Aufenthalte, daselbst zu hören und zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, schien mir zureichend, mein Urtheil bestimmen zu können, und mich in den Stand zu setzen, etwas öffentlich darüber auszusprechen.

Dieses und die Muße, deren ich in dem Sommer 1815 genoß, bewogen mich zu einer zweyten Reise nach Hofwyl, mit dem Entschlusse: es nicht eher zu verlassen, als bis ich meinen Zweck erreicht haben würde. Ob ich nun nach einem viermonatlichen

Aufenthalte dazu gelangt bin, das überlasse ich der Beurtheilung meiner Leser. Wenigstens darf ich mir das Zeugniß geben, es bey meinen Untersuchungen nicht an Aufmerksamkeit, und bey ihrem Vortrage nicht an Treue und Wahrheit haben ermangeln zu lassen.

Von dem gegenwärtig in Hofwyl Vorgehenden ist nichts, was ich nicht mit eigenen Augen angesehen habe. Über das Vergangene mußte ich freylich mündliche und schriftliche Belehrung suchen. Da ich aber blos aus lauteren Quellen geschöpft, und mich nicht durch den Glanz des Gegenstandes habe verleiten lassen: so darf ich hoffen, daß dasjenige, was sich davon in dieser Schrift vorfindet, nicht weniger zuverlässig sey, als dasjenige, was ich selbst beobachtet habe.

Ich habe mich in folgender Beschreibung zwar blos auf die landwirthschaftlichen Anstalten zu beschränken gesucht; allein es hat doch nicht geschehen können, daß nicht dem moralischen Zwecke des Ganzen hier und da, wiewohl nur im Vorbeygehen, ein kleiner Raum darin gestattet wurde: indem ohne seine Ansicht manches überflüssig und zwecklos in gedachten Anstalten erscheinen dürfte. Übrigens, wie kann dieser Zweck einem wahren Landwirthe ganz gleichgültig seyn?

Ohne Zweifel verdienten die verschiedenen wohlthätigen Institute von Hofwyl in diesem Werke einer Erwähnung, und es war auch anfänglich meine

Ab-

Absicht, ihnen darin eine Stelle anzuweisen: hätte mich nicht eine andere Bestimmung abgerufen und mir die Zeit zur Ausführung benommen. Das landwirthschaftliche Institut schließt sich außerdem so enge an meinen Gegenstand an, daß ich, ohne eine Lücke in dieser Schrift zu lassen, ihn nicht übergehen kann. Ich fühle es, und doch muß ich's dabey bewenden lassen.

Noch enger beynahe, als jene Anstalt, ist die Armen- oder Industrie-Schule mit der hiesigen Landwirthschaft verbunden. Ich bitte jedoch, dieses nicht umzukehren, welches glauben machen könnte, als wenn die Wirthschaft von Hofwyl nicht wohl ohne diese Schule und jenes Institut bestehen könnte: oder einen eigenen Vortheil daraus ziehe. Die Landwirthschaft hat mit beiden Anstalten keine andere Gemeinschaft, als daß sie der e i n e n zum anschaulichen Muster, als Aufklärung des theoretischen Vortrages, dient, und der a n d e r n eine beständige Übung zur Entwicklung der Geistes- und Leibes-Kräfte darbiethet; den Zögling derselben zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückführt, und ihn mit den Mitteln vertraut macht, den Foderungen dieser Bestimmung zu entsprechen. Werden in der höheren Schule [man erlaube mir, dem landwirthschaftlichen Institute diesen Namen zu geben] einer mehr begünstigten, mehr gebildeten Menschen-Classe die Mittel angegeben, eigene Güter zu verwalten, oder einer fremden Wirthschaft vorzustehen; so werden

in der niedern Schule die Hände gebildet, deren jene bey der Anwendung ihrer Principien nicht entbehren kann.

Aber weit mehr, als bloße mechanische Bildung, liegt bey dieser Armenschule zum Grunde. Moralität, Folgsamkeit, Mäßigung, Thätigkeit, Eifer fürs Gute, Geschmack für Verbesserung, froher unverdrossener Sinn, geschärfte Urtheilskraft, richtiges Augenmaaß, Vorkenntnisse unentbehrlicher oder nützlicher Hülfswissenschaften, als: Lesen, Schreiben, Rechnen, Botanik, Mineralogie *), Mechanik, Feldmeßkunst, machen die Gegenstände der Erziehung und des Unterrichtes der Armen von Hofwyl aus; und diese Gegenstände sind um so schätzbarer

*) Ich traf einst auf einem Wege einen der Welali-Knaben (so werden hier die armen Zöglinge durchgehends genannt) beschäftiget, Steine aufzulesen und sie nach einer tiefen Stelle zu fahren. Mir schien, als hätte er einen dicken Stein übersehen, und ich warf ihm solchen in den Karren. „Nicht doch! sagte der Knabe; der Stein darf nicht dahin." — Und warum nicht? — „Weil er zum Kalkbrennen gebraucht werden kann." — Woran erkennst du das? — „Daran, erwiederte der Knabe, und hauchte den Stein an, daß die Feuchtigkeit sogleich darauf wegschwindet, statt daß sie auf jenem, wie ich Ihnen zeigen will, länger haftet, weil er keine Kalktheile enthält." — Ich war dießmal bey einem armen Knaben in der Schule, und hatte gelernt, was ich noch nicht wußte.

barer in Subjecten der untergeordneten Menschen-Classe, als sie sich nur selten, selbst einzeln, darin treffen lassen. Ein Oberknecht von der Art ist wohl bey dem Ackerbaue, besonders zu unsern Zeiten, etwas mehr werth, als vier kräftige Rosse. Diese finden sich für Geld auf jedem Markte; die Hoffnung aber, einen Menschen zu treffen, wie jenen, zeigt sich, bis itzt, vielleicht nur in Hofwyl. Und Heil dem Manne, der unter uns eine solche Pflanzschule stiftete!

Selbst die Erziehungsanstalt für die höheren Stände knüpft sich, wiewohl nur aus der Ferne, an den Ackerbau, als die allgemeine Basis, so der menschlichen Gesellschaft überhaupt, als der des Vereins von Hofwyl insbesondere, an. Jedoch nicht auf die Weise, wie einige Personen geglaubt haben, als wenn jene Erziehung hauptsächlich auf den Ackerbau berechnet wäre; indem ihr Wesen nicht das Geringste damit gemein hat, noch haben darf. Aber wohlthätig und auffallend wirkt auf den Jüngling höheren Standes, und ich behaupte am meisten auf den des höchsten — *), das reine unschuldvolle länd-

*) Kurz und von wenigen Wochen war der Aufenthalt des Durchlauchtigen Erbprinzen von Meklenburg in Hofwyl; aber bleibend, das bin ich überzeugt, wird der Eindruck des Guten seyn, den jener Aufenthalt auf die reine Seele dieses hoffnungsvollen jungen Fürsten machte! „Sie sind geliebt, Prinz! sagte ich ihm; Sie sehen, wie

ländliche Leben, die Beyspiele von Thätigkeit, von Ordnung, von Nützlichkeit. Selbst als Spielwerk wußte Fellenbergs verkettendes Genie *) den Geschmack für den Ackerbau, als die ehrwürdigste aller menschlichen Beschäftigungen, bey seinen Zöglingen einzuleiten. Ich kenne wirklich keines, das dem Kinde und dem Jünglinge so viele anhaltende und mannigfaltige Freuden, so reifen Stoff zum Nachdenken über Menschenberuf, so reinen Geschmack für Natur und Einfalt der Sitten gewährt, als die damit verknüpften Beschäftigungen.

Das Spiel nahm mit der Gärtnerey den Anfang. Eine Reihe schöner Spalierbäume wurde den Knaben mitsammt einem Gartenraume übertragen. Die Früchte der Bäume gehören ausschlüßlich der Gesammtheit, und dienen zur gemeinschaftlichen Recreation; dagegen wird der Zehnte davon den einzel-

wie Ihr Abschied uns allen so wehe thut" Ach! erwiederte er gutmüthig: gewiß keinem so wehe als mir!

*) Ich weiß keinen Ausdruck, der das Wesen seines Geistes so darstellte, als dieser. Bey ihm ist kein Gedanke, kein Plan, keine Absicht, mit einem Worte: kein Rad, das nicht in ein anderes eingreife; und so, wie dieses Rad seinerseits einem zweyten, das zweyte einem dritten und dieses einem vierten seine Bewegung mittheilt: so entsteht dadurch eine Verkettung, wo jedes, auch das unscheinbarste, Glied mit einem andern zusammenhängt, und das Seinige zur Vollendung des Ganzen beyträgt.

zelnen Individuen für Obsorge, Pflege, Abbrechen und Einbringen überlassen. Die Gärtner fiengen nun an zu graben, zu pflanzen; sie merkten aber bald, daß es mit der Arbeit allein nicht gethan sey, sondern daß auch Kraft im Boden stecken müsse, wenn er etwas hervorbringen soll. Sie sehnten sich also nach Dung; allein man hatte keinen an sie abzugeben. Die Knaben mußten dann wohl auf einen eigenen Viehstand denken. Dazu gehörte Futter. Hr. v. F. half ihnen dießmal aus der Noth, und übertrug ihnen einige an ihre Wohnung anstoßende Rasenplätze, nebst einer dazu gehörigen kleinen Insel. Es wurden Ställe errichtet, ein Jauchen- oder Göllenbehälter gegraben, eine Miststätte angelegt, ein Wirthschaftsdirector und Cassirer ernannt. Es wurde Heu gemacht, und jeder Knabe war verpflichtet, wenigstens zwey Kartoffelhörste in seinem Blumengarten zu haben, damit für die Winternahrung des milchenden Viehes gesorgt würde. Bald vermehrte sich der Viehstand. Neue Sorge! neue Verlegenheit! Man hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, wie es allen Anfängern geht; der Futtermangel stellte sich von neuem ein. Die Wiesen reichten nicht mehr zu; die Wirthschaft mußte erweitert werden, oder zu Grunde gehen. — Unentgeldlich war nichts mehr zu haben. Die Wiesen waren zu theuer; man entschloß sich also, ein Stück Ackerland in Pacht zu nehmen, wovon der Pachtzins jährlich erlegt werden muß. Die Gärtner wurden

nun-

nunmehr förmliche Landwirthe. Man schlug Rath über den zu wählenden Fruchtwechsel, und entschied für den Vierfeldrigen, den man mit Stallfütterung zu verbinden gedachte. Nun hatte man Wurzelwerk, Klee, Heu und Stroh in Fülle. Die Wirthschaft schwamm im Fette; aber eben daher wieder neue Unannehmlichkeit. Das Getreide lagerte. Zwey Wege standen offen, dem Übel abzuhelfen: entweder mußte der Viehstand vermindert, oder der Anbau der Cerealien daran gegeben, und alles auf eine reine Viehwirthschaft berechnet werden. Die Knaben entschieden für letzteres. Die ganze Flur trägt daher nunmehro Kartoffeln, Runkeln, Möhren, Kohl, Schnittkohl und Klee oder grün abzufütternde Wicken. Das Stroh wird zugekauft; dagegen aber hat man auch eine Menge Dünger zu verkaufen, den die Gärtner sehr gerne abnehmen und der Wirthschafts-Casse baar bezahlen. Im Jahre 1815, als ich das Vergnügen hatte, diese Wirthschaft zu untersuchen, bestand der Viehstapel aus 4 Schafen, 4 Ziegen, einem Bocke mit vier Hörnern, und einigen Dutzend Kaninchen. Die Schafe sind neuerdings verkauft worden, weil die Gesellschaft sich auf spanische Schafzucht verlegen will. Alle diese Thiere, mit Ausnahme der Kaninchen, werden auf dem Stalle gefüttert, und gewähren durch den Erlös aus Wolle, Milch, Käse, jungem und ausgemerztem Vieh einen bedeutenden Ertrag. Die Sorge, welche die Fütterung fodert, geht unter den Knaben um.

Nur das Melken und die Molkerey besorgt einer der Sennen der größern Wirthschaft von Hofwyl. Die Feldarbeit wird mit gesammter Hand bestritten, und ich muß der Wirthschaft das Zeugniß geben, daß ich nie einen reinern Boden gesehen habe. Die dießjährige Heuerndte wurde schon in den ersten Tagen des Junius unter lautem Frohlocken eingebracht. Acht bis zehn Knaben bildeten das Gespann, andere die Knechte und Führer, und hoch auf dem Wagen saßen die Kleineren und jubilirten. Die Kaninchen, wovon vorhin die Rede war, bewohnen einen kleinen Hügel der Insel, welche Hr. F. den Knaben abgetreten hat. Da die Insel aber öde ist, so müssen die Kaninchen alle Tage einigemal gefüttert werden. Erziehung und Noth bringt sie dahin, daß sie die nährende Hand an dem Gatterthor der Brücke erwarten, und das Futter mit freudigem Thun abnehmen. Nur nach langen und schwierigen Debatten hatten sich die Knaben zu dieser Hordenfütterung der Kaninchen entschlossen. Auf das Schöne mitunter bedacht, fanden sie es für besser, statt der Horden, ein zierliches doppeltes Gatterwerk um die ganze Insel zu ziehen, und da zwey ihrer Wiesen unmittelbar darauf anstießen, auch diese mit einem Gatter zu umgeben. Die Unternehmung war nicht klein. Ein Knabenausschuß wurde nach dem Walde deputirt, einen Baum zu dem Bedürfnisse zu wählen. Hier gab es nun eine Menge Accorde zu schliessen. Der Baum mußte gekauft, gefällt, beygefahren,

beschlagen und in Pfosten und Latten geschnitten werden. Die übrige Arbeit verrichteten die Tischler unter den Knaben selbst. Man maß, hobelte, sägte, setzte zusammen, nagelte und richtete nach Bley und Senkel auf. Das Meisterwerk wurde vollendet, und steht nun als ein dauerndes Denkmal einer seltnen Industrie.

Der landwirthschaftliche Leser, besonders der, welcher Vater ist, halte mir diese kleine Ausschweifung zu gut. Nichts ist klein für Den, der das Kleine selbst auf einen großen Zweck zu leiten weiß. Es ist in seinen Augen keine Kleinigkeit, wenn der Jüngling aus höheren Ständen mit der Beschäftigung der geringeren bekannt wird; wenn er weiß, wie das Geld gewonnen wird und wie es angewendet werden muß; wenn er den Unterschied zwischen Ererben und Verdienen, zwischen Ausgeben und Verschwenden kennen lernt; wenn sich in seiner jungen, noch vorurtheilsfreyen, Seele die Kluft ausfüllt, welche das Loos zwischen ihn und die brodlose Classe geworfen hat, und sich thätig überzeugt: daß Arbeit nicht entehre, noch der ausschlüßliche Antheil des Sklaven sey.

Es wäre hier vielleicht der Ort, und ohne Zweifel erwarten einige meiner Leser, daß ich sie mit dem persönlichen Charakter des H. v. Fellenberg, mit seinen Familienverhältnissen, der Entstehung und den Fortschritten seiner Pläne und der Geschichte seines Lebens bekannt mache; allein dazu

würde

würde eine unvollkommene Skizze nicht hinreichen, und die Entwerfung eines ausgemalten Bildes mich zu weit von der mir vorgezeichneten Grenze, die Anstalten von Hofwyl, also auch ihren Stifter, blos von der landwirthschaftlichen Seite zu beansichtigen und darzustellen, abführen. Folgendes wird zu obigem Zwecke genügen.

Fellenberg ist, wie man weiß, kein gebohrner Landwirth, und seine Erziehung hatte auch nicht die entfernteste Verwandtschaft mit den dahin einschlagenden Berufsgeschäften. Aus andern Beweggründen später zu dieser Bestimmung hingezogen, und durch das Beyspiel einiger seiner Mitbürger von Bern abgeschreckt, die sich, entweder durch das Lesen und Befolgen seichter landwirthschaftlicher Schriften, oder durch eine verkehrte und nicht genug durchdachte Anwendung an sich guter und richtiger Lehren und Prinzipien, zu Grunde gerichtet hatten, untersagte er sich vor der Hand alles Lesen über diesen Gegenstand; fieng mit Selbstbeobachten und eigener Praxis an, bis ihm der Weg zum Wahren geläufig genug schien, um sich nicht durch trügerische Vorspiegelungen davon ableiten zu lassen.

II.

Lage von Hofwyl.

Mitten in einem unebenen Thale des Cantons Bern liegt der durch die philantropischen Anstalten seines Besitzers zu unsern Tagen so berühmt gewordene Wylhof. Er begreift einen platten, beynahe runden Hügel nebst einem Theile des an seinem Fuße liegenden Wiesenthales.

Der Hügel, der die Ackerfelder enthält, senkt sich in zwey sanften Neigungen, und in einem ziemlich raschen Abhange nach der Tiefe zu, wodurch er den Strömen bey starken Regenschauern mehr oder weniger ausgesetzt ist, und daher eine unausgesetzte Achtsamkeit erfodert. Jedoch gestattet die Lage, solche Verfügungen zu treffen, daß dasjenige, was den Höhen durch unvorhergesehene oder unvermeidliche Zufälle entströmt, den Vertiefungen zu gut komme.

Von der vierten oder südlichen Seite ist die Vertiefung, welche die Hofwyler Feldflur von der ihrer Nachbaren trennt, unbedeutend. Sie bildet daselbst einen Hals, durch den sie mit der nicht entfernten Gebirgskette des Emmenthals, und mittelbar auch mit der der Gletscher zusammenhängt. Dieser Verbindung hat der Wylhof wahrscheinlich einen Theil der Quellen zuzuschreiben, die an vielen Stellen in senkrechter Richtung aus der Tiefe hervorbrechen und die Oberfläche, selbst auf der Höhe, versumpfen.

Durch

Durch das nordwärts dem Hügel von Hofwyl gelegene Thal fließt zwischen moorigen und torfigen Wiesen die Urtene; ein Bach, der sich durch einen kleinen, und dann durch einen größeren See durchwindet. Dieser letzte gehört ganz zum Gute; er gewährt aber, außer dem malerischen Anblicke, den er darbiethet, dem Besitzer keine besondere Vortheile *). Einen beträchtlichen Vortheil aber zieht die Wirthschaft von dem Wasser, das ihr allenthalben durch Röhren, ohne Pumpen und Zugbrunnen, zugeleitet und theils zur Bewässerung der Wiesen angewendet werden kann.

Mitten auf dem Hügel liegen die Wohn- und Wirthschaftsgebäude mit ihren Umgebungen. Diese Lage in dem Mittelpunkte des zu bearbeitenden Krei-

*) Als ein Vertheidiger des Guten, und ein Feind jedes Schädlichen, kann ich nicht umhin, den Nachtheil nicht zu berühren, den die zu Urtene, unterhalb jenem See, gelegene Mühle einem großen Theile des Thales durch das Aufstauen des Wassers unnöthiger Weise zufügt. Ich sage unnöthiger Weise; denn da der Bach stark genug ist, ein unterschlächtiges Rad zu treiben: so würde durch eine solche Veränderung das Wasser um 10 bis 12 Fuß können gesenkt werden, wodurch die Höhe des See's fallen, eine Menge von Privatbesitzungen und Allmenden entsumpft, und manche Torfgründe benutzt werden könnten. — So wird nicht selten, einer Mühle zu Gefallen, das Wohl einer Menge Privaten gekränket, und das öffentliche Wohl unnützer Weise gefährtet!

Kreises hat bey der Landwirthschaft unverkennbare Vortheile. Ausser daß Pflug und Gespann keine stundenlange Reise zu machen haben, um ihre Arbeit zu beginnen; daß die Dungstelle dem Felde nahe, und die Ärndte nicht weit von der Scheune ab ist: so erleichtert eine solche Lage ganz ungemein die Aufsicht. Die aufmerksame Spinne, die in ihres Netzes Mitte Wache hält, wird nicht nur jede, auch geringste Verletzung gewahr, die an ihrem Gewebe vorgeht, sondern sie ist auch sogleich bei der Hand, um den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen, und so einer weitern Zerrüttung vorzukommen. *)

Unter

*) Da der Mensch so gerne tändelt und spielt, daß er bey Abgang an Stoff zum Lachen selbst über das Ernsthafte und Vernunftmäßige seine Laune ergießt und seinen Witz ausläßt: so mußte denn auch bey Einigen der Thurm oder das Observatorium herhalten, das Hr. v. F. über seinem Wohnhause errichtet hat †). Man wird sich doch nicht vorstellen, daß ein Mann von seiner Thätigkeit und seinem Gewichte die Zeit da oben zubringen, und nach allen vier Winden schauen wird; es muß aber angenehm für einen Eigenthümer seyn, einen Standort zu haben, von dem er alle Punkte seiner Besitzung auf Einmal

†) Ja, wie mancher solcher witzelnden Denker blieb nicht mit offenem Maule vor der goldnen Inschrift stehen, wodurch F. für gut befunden hat, den Ankommenden sogleich aus der Verlegenheit zu ziehen, und ihm das landwirthschaftliche Bureau als den Ort zu zeigen, wohin er sich zu wenden habe: wenn er fernere Auskunft verlange.

Unter den Vortheilen der Lage darf nicht übersehen werden, daß die Wiesen unmittelbar an die Ackerlande anstoßen, und daher fähig sind, durch diese verbessert zu werden; daß die Äcker eine zusammenhängende Masse bilden, zwischen welchen nicht ein fremdes Feld einläuft; daß der Boden allenthalben die Mittel zu seiner Verbesserung und Veredlung in sich hält, wenn nur die Hand, die sich darauf ernährt, sich die Mühe geben will, diese Mittel aufzusuchen und gehörig anzuwenden. Noch weniger aber dürfen wir die Bewässerung übersehen, womit die Wiesen ohne Ausnahme, wiewohl nicht ohne Überlegung, Geld und Arbeit, begünstiget werden können, wie wir seines Orts zeigen werden.

Ferner ist der Wylhof keinem Weide- und Triftrecht noch einer andern Servitut unterworfen. Die Acker-

mal übersieht. Nützlich kann es bey vielen Gelegenheiten auch jedem größeren Landwirthe werden, ungesehen die entferntesten Vorfälle zu beobachten. So erinnere ich mich, bey dem Betriebe meiner eigenen Wirthschaft, nicht selten von dem hohen Dachgiebel meine Arbeiter mit einem kleinen Telescope beobachtet zu haben. Dadurch lernte ich die Trägen von den Fleißigen unterscheiden, und den Weizen von der Spreue reinigen. Unbegreiflich schien freylich meinen Leuten, woher ihnen der unsichtbare Aufseher kam, und sie glaubten nicht selten an Zauberey; aber um so mehr erhielt es sie in Furcht und Fleiße.

Ackerlande sind durchaus zusammenhängend, wodurch der Betreiber freye Hand hat, nach Gutbefinden zu schalten und zu walten, und durch nichts in der freyen Wahl seiner Feldeintheilung und Bearbeitung gestört wird. Der Zehnde ist in eine bestimmte jährliche Abgabe an Getreide verwandelt worden; ohne welches die Cultur nur in Fesseln liegt, und jede bedeutende Verbesserung unmöglich wird.

Auch die Nachbarschaft fließt oft nicht wenig auf eine große, auf Verbesserungen bedachte, Wirthschaft ein. Ohne Geld, so wie ohne Menschen, lassen sich dieselben nicht ausführen. Buchsee, Seedorf, Wiggiswyl, Deiswyl, Urtene, Diemerswyl und Zollikofen bieten dem Wylhofe die Hände, und empfangen ihrer Seits den Sold für die Anwendung mancher sonst verlohrnen Stunden. Dabey weiß Fellenberg die Geschäfte so einzuleiten, daß es ihm nie an Arbeitern, und diesen nie an Arbeit gebricht; die einzige Kartoffelärndte-Zeit ausgenommen, daher er diese etwas verspäten muß. Unterdessen würde er lieber einen Theil seiner Ärndte verlieren, als wollen, daß der Arme an der seinigen Schaden leide. *)

Eine

*) Wenn manche dem Luxus das Wort sprechen, und darin einen Nutzen für den Staat finden wollen, weil er das Geld unter die Menschen kommen läßt, und das Auf-

Eine andere Nachbarschaft hat Hofwyl an Bern, der Hauptstadt des Cantons gleichen Namens, die nur eine Meile davon entfernt ist. Sie erleichtert den Absatz der Produkte, und giebt Gelegenheit zu mancherley Verkehr; aber auch nicht selten zur Ausschweifung für die Handwerker, denen man am Sonntage das Laufen nach der Stadt nicht untersagen kann. Bern zieht überdem dem Vorsteher hiesiger Anstalten eine Menge Besuche zu, welche theils die Neugierde oder die Langeweile, theils die Begierde nach Licht und Wissenschaft in Bewegung setzt. Personen von dem höchsten Stande und der ersten Würde, wahre und gründliche Forscher, Männer von den ausgezeichnetesten Verdiensten *) be-

Aufkommen der Fabriken befördert: wie vielmehr muß denn nicht den Staatsmann eine Anstalt interessiren, die keine Fabrik zum Behufe entbehrlicher Ueppigkeit, sondern eine Fabrik zum Behufe der ersten und unentbehrlichsten Bedürfnisse ist? — die, indem sie andern zu leben giebt, dadurch selbst mehr Lebensstoff erzeugt. Wie sehr sollte nicht jeder Staat das Aufkommen und Verbreiten Fabrikanstalten solcher Art begünstigen!

*) So hatte Hofwyl, während meines Daseyns, das Glück, Seine K. K. Hoheit den erhabenen Erzherzog Johann von Oesterreich zu besitzen, dessen Einfachheit und Herablassung, dessen ausgebreitete Kenntnisse, dessen Liebe für Wissenschaft und Verbreitung alles Guten und Nützlichen ihn eben so sehr, als sein hoher Stand und seine erlauchte Geburt schmücken.

beehren Hofwyl mit ihrer Gegenwart; und Fellenberg achtet sich's zum größten Vergnügen, denselben alle mündliche und anschauliche Aufschlüsse mitzutheilen, die sie wünschen. Selbst jeder betriebsame Landwirth, jeder gemeine wißbegierige Bauer ist ihm willkommen. Aber der, der nur blos zum Zeitvertreibe eine Ausflucht hieher macht; der Reisende, der nur hinkömmt, um sagen und schreiben zu können: auch er sey in Hofwyl gewesen, der thäte besser, er bliebe weg, und raubte nicht einem Manne seine Zeit, die er so ausschlüßlich auf das Wohl der Menschheit verwendet, und deren er zu seinen gehäuften Geschäften so dringend bedarf.

III.

Clima.

Die mittlere Höhe der Felderlage von Hofwyl beträgt, nach den Beobachtungen des Hrn. D. und Professor Schübler, 1739 Pariser Fuß über der Oberfläche des Meeres. Die mittlere Temperatur ist daher daselbst geringer, als man es der mehr südlichen Lage nach, in Vergleich mit den angrenzenden Ländern erwarten sollte. Sie beträgt im Mittel 7 Grade nach dem Reaumür'schen Quecksilberthermometer: statt daß sie in einigen mehr nördlich, aber tiefer liegenden Gegenden, am Rhein und Neckar, 8 bis 8½ Grad beträgt.

Die

Die Dauer und Temperatur der Jahrszeiten ist zwar sehr verschieden; indessen kann man den Winter durchgehends zu vier, den Sommer zu eben so viel, Herbst und Frühling jeden zu zwey Monate annehmen. Die Wintergerste reift hier im Laufe des Juni, der Rocken im Laufe des Juli, Spelz und Weizen zu Ende dieses Monats, die Sommercerealien im September. Die Heuerndte tritt den zehnten Juni ein.

Die Abwechselungen der Witterung sind häufig, und der Übergang von Hitze zu Kälte und Kälte zu Hitze ist schnell, und geschieht, so zu sagen mit einem Sprunge. Die Fröste im May sind häufig, und sehr oft dem Rocken nachtheilig, welches H. Fellenberg bewegt, den seinigen nur spät zu säen.

An Gewittern fehlt's der Gegend nicht; dennoch schwängern sie selten über Hofwyl. Sie befolgen gewöhnlich den Gang, den das erste eingehalten hat. Demnach ziehen sie sich entweder über den Schugberg nach dem Jura, oder über den Seedorfberg nach dem Emmenthaler Gebirge und um Hofwyl herum. Der Hagel ist dadurch auch daselbst sehr selten, und hat seit sechzehn Jahren wenig geschadet, während er nicht selten rings herum Verwüstungen anrichtete. Ich sah zwar in diesem Jahre hier so viel Hagel, daß er den Boden deckte, indessen verursachte er keinen Schaden. Nach den Gewittern ins dürre Holz, das ist: noch ehe die Bäume ihre Blätter haben, stellt sich immer noch Kälte ein.

Die Südwestwinde bringen meistens Regen. Die größere Durchsichtigkeit der Luft, das Näherscheinen der Berge, die Morgenröthe, das Aufsteigen und nach Westenziehen der Nebel zeigen Regen auch Ungewitter an. Gegen Westen hellt es zuerst zu schöner Witterung.

Die mittlere Menge des jährlich zu Hofwyl fallenden Regenwassers beträgt nach den von Hrn. Dr. Schübler angestellten Beobachtungen 32 — 33 Pariser Zoll, und wahrscheinlich wird dieses für die ganze Schweitz gelten können. Zu Genf beträgt das Regenwasser 31, zu Zürich 32 Zoll. Diese Menge ist daher bedeutend größer, als in den ebneren Gegenden Deutschlands. So thut z. B. die Wassermenge im Elsaß 28 Zoll, zu Karlsruh, nach H. Pr. Boekmann 27 — 28, zu Stuttgart nach H. Schübler 24 — 25 Zoll; zu Regensburg nach Pr. Heinrich 20 — 21 Zoll, und zu Berlin 19 Zoll. Die hohe Lage der Schweitz und die erhabenen vielzähligen Gebirge sind wahrscheinlich die Ursache des häufigen Regens. Dennoch werden sich erst nach länger fortgesetzten Beobachtungen genauere Vergleichungen ziehen lassen. Im Durchschnitte beträgt hier die Menge des im Sommer fallenden Regenwassers bedeutend mehr, als die, welche im Winter fällt, oder aus dem Schnee hervorgeht. Das Medium beträgt während einem Sommermonat 4 Zoll Höhe, oder 576 Cubikzoll auf die Fläche von jedem Quadrat-Fuß. Steigt die Höhe

in

in einem Monat auf 6 Zoll, oder 864 Cubikzoll auf den Quadrat-Fuß; so ist dieses schon eine bedeutende Nässe, welche der Vegetation nachtheilig wird. Im Winter beträgt die Wassermenge während einem Monat im Durchschnitte nur anderthalb Zoll.

IV.

Boden.

Wenn der Boden von Hofwyl gleich nicht zu den besten Bodenarten gehört, so verdient er doch ein guter Boden genannt zu werden; besonders seit Hr. von Fellenberg ihn mit so vielem Fleisse und Kosten von dem zahlreichen, zum Theile ungeheuren, Gesteine gereiniget, und durch unterirdische Abzüge entsumpfet oder doch trocken gelegt hat, wie wir beides in der Folge sagen werden. Seine Oberschicht bleibt sich an den meisten Orten zu einer gebührenden, und an manchen zu einer beträchtlichen Tiefe gleich. Er läßt also im Allgemeinen ein tiefes Pflügen zu. Sowohl der, der Schweitz eigene, stärkere Atmosphärische Niederschlag, als die aus der Tiefe heraufdringende Feuchtigkeit, machen diesen Boden selbst auf den Höhen zu gutem Graswuchse geeignet. Das Unangenehmste, was der Boden von Hofwyl hat, ist die abhängige Lage nach allen Seiten. Obgleich dieser Abhang nur an einem Orte steil ist: so strömt das Wasser doch oft man-

manches von der Oberkrume weg, und es erfodert viele Vorsicht bey Anlegung der Wasserfurchen, um dem Verluste zu begegnen.

Hr. D. Schübler, Professor der Physik und Chemie bey der hiesigen landwirthschaftlichen Anstalt, erneuerte auf meine Bitte die Untersuchung des Bodens von Hofwyl, und ich habe das Vergnügen, dem Leser die Resultate davon in nachstehender Tabelle mitzutheilen.

Resultate

der chemisch-physischen Untersuchung der Ackererde von Hofwyl. Im Jahre 1815.

Hauptfelder	Bestandtheile: Thon	Sand	Kohlensaurer Kalk	Milder Humus	10000 Theile enthalten kl. Steine	Physische Eigenschaften: Wasserhaltende Kraft	Gewicht eines Pariser Cubik-Fußes in trocknem Zustande	in nassem Zustande	Wärmehaltende Kraft, die d. Sandes = 1000	Consistenz u. Festigkeit in trocknem Zustande
							Pfund	Pfund		die des Thons gleich 1000
Steinernfeld ..	50, 9	45, 0	2, 1	2, 0	2456	46, 7	128, 4	159, 1	760	279
Ursprungsfeld .	48, 2	48, 42	1, 0	2, 27	864	46, 4	119, 6	157, 6	722	210
Grabenfeld ...	48, 1	47, 6	1, 8	2, 5	1972	46, 0	119, 1	156, 2	723	220
Weyerfeld ...	55, 2	41, 2	1, 4	2, 2	626	47, 3	126, 1	166, 9	751	573
Medium	50, 6	45, 5	1, 5	2, 24	1479 od. 15 p%	46, 6	123, 1	159, 7	739	320

Die Quantität des Humus bestimmte Herr Schübler durch das Auskochen der Erde mit Kali, welcher Prozeß sicherer, als der des Ausglühens ist, indem durch letzteres nicht allein der auflösliche Humus, sondern auch Feuchtigkeit, Fasern und kohlige Theile verflüchtiget werden. Die geringe Quantität des Humus in den Ackerfeldern von Hofwyl ist eine natürliche Folge des Tiefpflügens. Es ist ein großer Unterschied, ob die düngende Substanzen mit einer Erdschicht von 6, oder von 18 bis 24 Zoll Tiefe gemengt werden. Zur Erklärung der Consistenzspalte dient: daß, wenn ein Stück bloßer Thon unter einem Gewichte von 1000 Loth z. B. brach, ein Stück Erde von gleicher Länge und Größe von dem Weyerfelde z. B. schon unter einem Gewichte von 279 Loth zerriß, u. s. w. Ich werde mich nicht über die Folgerungen einlassen, die man aus der Untersuchung der physischen Eigenschaften des Bodens ziehen kann; indem wir etwas darüber in dem fünften Hefte der landwirthschaftlichen Blätter von Hofwyl zu erwarten haben.

Da sich so viele große und kleine Steine in dem Boden zu Hofwyl befinden, so unterwarf Hr. Dr. Schübler auch diese letztern einer näheren chemischen Untersuchung. Sie bestehen aus kleinen Trümmern der benachbarten Gebirge, vorzüglich aus Quarz, Kalk und thonhaltigen Sandsteinen. Die letztern, wie gewöhnlich, in Verbindung mit etwas Eisenoxid. Man zerstieß mehrere Loth der kleinen

Stei-

Steine, nachdem man sie vorher durch wiederholtes Waschen von aller Erde gereiniget hatte, zu einem feinen Pulver, und erhielt eine der hiesigen Ackerkrume ähnliche Erde. Je feiner das Pulver zerstoßen wurde, je ähnlicher wurde es für das Auge und Gefühl einer gewöhnlichen grauen Ackererde. Bey der chemischen Untersuchung derselben, gaben hundert Theile davon:

47, 6	Prozent	Quarzsand,
36, 5	——	Thon,
15, 0	——	kohlensauern Kalk,
0, 8	——	Humus.

Auffallend mußte die Gegenwart des Humus seyn. Man wiederholte die Versuche; aber der Humus stellte sich immer wieder ein. Bey weiterm Nachsuchen fand sich dann sein Sitz in kleinen lockeren kalkhaltigen Sandsteinen, welche durch ihre poröse Oberfläche mit der Feuchtigkeit auch aufgelösten Humus eingesogen und vor und nach angesammelt hatten. — Es ist wirklich merkwürdig, durch das Zerstoßen der Steine so unter seinen Augen eine Erde hervorgehen zu sehen, die der gewöhnlichen fruchtbaren Ackererde so ähnlich ist!

Da die Unkräuter eine nur allzubedeutende Rolle in dem Ackerbau spielen, und sich aus ihrem mehrerem oder wenigerem Vor- und Fortkommen schon etwas auf die Beschaffenheit des Bodens schliessen läßt: so wird es nicht überflüssig seyn, eine Liste

von

von denjenigen beyzufügen, die sich auf den Äckern zu Hofwyl, oder ihren Umgebungen, vorfinden.

Unkräuter.

Seltner vorkommende:

Thlaspi arvense, Ackertäschelkraut.
Sinapis arvensis, Ackersenf.
Centaurea jacea, Flockblume, Felddistel.
Scherardia arvensis, blaues Bernkraut.
Ononis spinosa, Hauhechel, auf benachbarten Aeckern.
Aethusa cynapium, Giftgleiße, in Kartoffeln.
Ornithogallum umbellatum, Vogelmilch.

Häufiger vorkommende:

Euphrasia odontites, Ackeraugentrost, auf benachbarten Aeckern.
Raphanus raphanistrum, Hederich.
Valeriana olitoria, Ackersalat.
Trifolium arvense, Katzen=Klee, in Kartoffeln.
Medicago lupulina, Hopfenluzerne, im Getreide.
Anagallis phoenicea, rothes Gauchheil, im Getreide.
Byosotis arvensis, Acker=Vergißmeinnicht.
Viola arvensis, Ackerveilchen.
Convolvulus arvensis, Ackerwinde.
Campanula rapunculus, Rapunzelglocke.

Sehr häufig vorkommende:

Serratula arvensis, Ackerdistel.
Sonchus arvensis, Gänsedistel.
Arthemis arvensis, Ackerchamille.

Plan-

Plantago media, gemeiner Wegerig, in Klee und Kartoffeln.
Galeopsis tetrahit, Hanfnessel, im Getreide.
Equisetum arvense, Ackerschaftheu.
Achillea millefolium, Schaafgarbe.
Chenopodium polyspermum, vielsamiger Gänsefuß.
Cerastium vulgatum, gemeines Hornkraut.
Rumex acetosa, kleiner Sauerampfer, im Klee.
Polygonum aviculare, Vogelknöterich.
Bromus secalinus, Rockentrespe.
Centaurea cyanus, Kornblume.
Campanula speculum, Spiegelglocke.
Agrostis spica venti, Windhalm, auf benachbarten Baueräckern.
Veronica arvensis, Acker-Ehrenpreis.
Bromus mollis, weiche Trespe.
Atriplex patula und hastata, wilde Melde.
Cucubalus Behen, Schlachtkraut, an trocknen Stellen.
Papaver Rhoeas, Klatschrosen.
Draba verna, Hungerblümchen.
Thlaspi bursa pastoris, gemeine Schäfertasche.
Arabis thaliana, gemeine Kürbenkresse.

Am häufigsten vorkommende:

Alchemilla Aphanes, Ackersinau, vorzüglich in der Luzerne.
Lithospermum arvense, Ackersteinsamen.
Alsine media, Hühnerdarm.
Ranunculus arvensis, häufig auf benachbarten Bauerfeldern.
Rumex patientia, großer Sauerampfer.
Polygonum persicaria, Flöhknöterich.

Polygonum hydropiper, scharfer Knöterich, auf feuchten Stellen.
Agrostemma githago, Kornrade.
Leontodon taraxacum, Löwenzahn.
Triticum repens, Quecken.
Vicia cracca, Vogelwicke, auf benachbarten Aeckern.

V.

Auswahl und Größe des Wylhofes.

Als Hr. v. Fellenberg im Jahre 1799 den Wylhof an sich kaufte, so geschah es nicht ohne vorhergegangene bedächtliche Auswahl und Berechnung auf die Pläne, die er sich dabey vorgesetzt hatte. Es war kein Land- oder Pacht-Gut, das er sich nach Art bemittelter Leute zum bloßen Zeitvertreibe zulegen, sondern eine öffentliche Schule des Guten und Nützlichen, die er stiften wollte. Entschlossen, sich selbst dem erhabenen Lehramte zu weihen, entsagte er der Ruhe und allen Gemächlichkeiten des Lebens, die ihm seine Glücksumstände zugesichert hatten, und setzte diesem hohen Berufe alle andern Nebenabsichten nach.

Ein kostbarer Boden, den auch die vortrefflichste Cultur nicht zu erheben vermag, ein vollendetes Gut, das keine Verbesserung mehr zuläßt, eine allzugroße Einförmigkeit in der Lage, dem Boden, der Oberfläche konnten dem Auge des Beobachters nichts Lehrreiches, noch dem landwirthschaftlichen Zöglinge die Mannigfaltigkeit des anschau-

schaulichen Unterrichtes darbiethen, dessen dieser doch für die verschiedenen Fälle und Verhältnisse seines Lebens nöthig haben kann. Als beyspielgebender und unterrichtender Landwirth durfte sich also Fellenberg nicht vor Hindernissen fürchten. Er mußte sie vielmehr herbeywünschen, um ihnen begegnen, und durch ihre Wegräumung belehren zu können.

Von der andern Seite aber war er zu überdacht, um in ein anderes Extrem zu verfallen, und sich durch ein Aufsuchen unübersteiglicher Hindernisse eine Aufgabe vorzulegen, welcher er nicht gewachsen war, oder vor welcher sein Vermögen scheitern konnte. Fellenbergs Zweck kann nichts anders als die Nützlichkeit seyn, und nur indem er diese für sich selbst erwirkt, kann er belehrend und nützlich für Andere werden. Es sey denn, daß er ein Beyspiel von demjenigen habe aufstellen wollen, was man nicht thun soll; und das kann doch wohl nur einem Wahnsinnigen einfallen.

Fellenberg wählte daher keinen Schneeberg und keine Sandwüste, um sein Geld fruchtloser Weise darauf zu verschleudern; sondern einen Hof, der bey mittlerer Güte des Bodens die Wegschaffung mancher Hindernisse erheischte, und bedeutender Verbesserungen fähig war; in welchem sein Geist aber zugleich die Mittel entdeckte, das Eine und Andere mit dem lohnendsten Erfolge erwirken zu können. Dieses alles glaubte er in Hofwyl zu finden, und stimmte ihn zu seinem Ankaufe. Übrigens war die-

dieser Hof mit geräumigen, schönen, und großentheils neuen Gebäuden versehen, wo nichts abzureissen, sondern nur etwas zuzusetzen war; der dabey eine angenehme und gesunde Lage hat, nicht zu beschränkt und gänzlich eines Mannes von Stande und großen Landwirthes würdig ist.

Der Hof wurde für die Summe von 150000 Schweitzer Franken oder 59189 Thaler, zu 24 Groschen, oder 101410½ Gulden Conventionsmünze erkauft. Der Zehnde ist in einen jährlichen Abtrag von 54 Mütten, zwei Drittel in Spelz und ein Drittel in Hafer, verwandelt worden. Man kann diese Abgabe im Durchschnitte zu 500 schw. Franken anschlagen.

Die Größe des ganzen Hofes beträgt ohne die Seen 327 Juchart. *) Davon fallen auf die

	Juchart.		B. Morgen.		Ares.
Gebäude und Gärten	12	=	16	=	412
Versuchsfelder . .	9	=	12	=	309
Ackerlande . . .	148	=	200	=	5087
Wiesen	50	=	67	=	1718
Forsten	108	=	145	=	3712
Total	327	=	440	=	11238

oder, einiger übergangenen Dezimalbrüche wegen, richtiger 11240,298 Ares.

VI.

*) Diese Größe weicht zwar von den Angaben ab, die von mir aus Zufällen, die nicht hieher gehören, aufgestellt worden sind; ich kann aber für die Richtigkeit meiner Angabe bürgen.

VI.

Bestimmung des Gemäßes, Geldes und Produktenpreises.

Um nicht stets auf die Reduction des Gemäßes in dieser Schrift zurückzukommen, gebe ich in folgender Tabelle die Vergleichung des Berner Maßes, Gewichtes und Geldes mit dem Preußischen und Französischen an.

Berner	Berliner		Französisches	
Fuß . .	0,763 *)	Fuß .	293	Millimeter.
Juchart .	1,347	Morgen	34,374	Ares.
Weinmaß	1,465	Quart .	1,670	Liter.
Mütt .	3,095	Scheffel	168,135	Liters.
Mäß . .		Metze .	14,011	Liters.
Pfund .	1,106	Pfund .	520	Gramme.
Krone 1 Fl.	41,4	Kreuzer **)	365	Centimen.
Franke .	40,56	Kreuzer **)	146	Centimen.
Batzen .	4,056	Kreuzer **)	14,6	Centimen.

Der Schweizer Franke enthält 10 Batzen und gleicht 30 Sols tournois. Das Mütt theilt sich in 12 Mäß. Bey oberflächlicher Übersicht, kann

die Juchart zu . . . . $1\frac{1}{3}$ Morgen
das Mütt zu . . . . $3\frac{1}{10}$ Scheffel,
die Krone zu . . . . . 24 Groschen M.
der Franke zu . . . . . $9\frac{3}{5}$ Groschen,
der Batzen zu . . . . . 1 Groschen M.

angenommen werden.

Der

*) richtiger 0,763578.

**) Conventionsmünze.

Der Mittelpreis von einem Mütt Getreide und Hülsenfrüchten ist bey dem

Spelz	10	Franken	0	Batzen.
Weizen	24	—	0	—
Rocken	14	—	4	—
Haser	7	—	5	—
Gerste	13	—	2	—
Bohnen . . .	21	—	6	—
Wicken	18	—	0	—
Raps	30	—	0	—
Kartoffeln . . .	4	—	8	—
Pfd. Butter . .	0	—	6	—
— Käse, fett .	0	—	5	—
— — halbfett	0	—	3½	—
— — mager .	0	—	2½	—
Ctr. Stroh . . .	1	—	2½	—

Ein Klafter Heu zu 216 Cubikfuß wiegt gewöhnlich 1000 Pfund. Wird es auf der Stelle verfüttert, so wird es im Durchschnitte zu 16 Fr., das ist einem neuen Louisd'or, wird es aber weggeführt, zu 22 Fr. bezahlt.

VII.

Wirthschafts-Gebaüde.

Da solche Gebaüde einen wesentlichen Einfluß auf die Erleichterung des Betriebes einer Landwirthschaft haben, so finde ich nothwendig, etwas über ihre Anlage in Hofwyl zu sagen; ob sie gleich vor mir

mir schon sattsam beschrieben worden sind. Ich enthalte mich der Beschreibung des wirklich schönen Wohnhauses des Besitzers, so wie der des daran gelegenen Gebaüdes, das einzig für die Elementarzöglinge aus höheren Ständen bestimmt ist, und der diese Gebaüde umgebenden Gärten, Gebüsche und Baumstücke. Da das alles nicht in die Landwirthschaft eingreift: so führe ich meine Leser gerade zu den Ställen, Scheunen und andern Bauten, wo wir etwas für unser Handwerk finden.

Vier große und mehrere kleine nicht zusammenhängende Gebaüde umgeben von drey Seiten einen geraümigen Platz, der nordwärts vor dem Wohnhause liegt, und ein etwas unregelmäßiges Viereck bildet. Von den großen Gebaüden existirten ihrer nur zwey bey dem Ankaufe; die beiden andern hat Hr. v. Fellenberg von Grund aus aufführen lassen.

Alle diese Bauten sind nach der beliebten schweitzerischen Art errichtet. Ein großes, über die längeren Seiten des Gebaüdes weit hervorragendes, Dach zeichnet diese Bauart besonders aus, und giebt ihr ein hübsches ländliches Ansehen. In allen Gegenden, wo das Holz nicht allzukostbar ist, würde ich diese Bauart jeder andern vorziehen; um so mehr, da das, was ein solches Dach mehr als ein gewöhnliches kostet, auf die übrige Struktur des Hauses und für seine Dauer gewonnen wird. Ein weit hervorspringendes Dach macht, daß kein Schmuck

von Regen gegen die Wände, Fenster, Thüren und Läden anschlägt, wodurch sich das hölzerne Geráhme und alle äußere Bekleidung ungleich länger erhält, als bey jeder andern landwirthschaftlichen Bauart. Dann bedürfen die Scheunen, die mit ihren Bansen meistens über die Ställe vorrücken, in der Höhe keine geschlossene Aussenwände. Man bekleidet sie oft nur mit horizontalliegenden und etwas von einander entfernten Brettern, zwischen welchen Luft und Helle eindringen. An mehreren Häusern befindet sich unter dem Dache eine offene Gallerie, auf welche die Fenster und Thüren des oberen Stockes auslaufen. Der Hauptnutzen eines solchen Dachvorsprunges bestehet darin: daß er einen immer trockenen Zugang nach allen Seiten des Hauses, der Scheune und Ställe gestattet, diese letzteren gegen die Sonne schützt, zum Unterstellen kleiner Geräthschaften dient, und der Familie des Landwirthes zu jeder Zeit einen Aufenthalt in freyer Luft darbiethet. Hr. v. F. hat unter den Dächern der drey Gebäude, welche ihrer Länge nach in der Höhe nicht bewohnt werden, eine geschlossene Gallerie anbringen lassen, wodurch ein Scheunraum zum Aufbringen verschiedener kleinen Produkte, namentlich zum Stroheinwerfen, gewonnen wird.

Eine zweyte Sonderheit, welche die schweitzerische Bauart darbiethet, ist: daß die Einfahrt bey manchen Scheunen nicht auf der Erde, sondern in der Höhe angebracht ist; so daß man im eigentlichen

Sinne

Sinne sagen kann: man fahre zum Dache hinein. Um dahin zu kommen, ist also ein berganlaufender Damm, von Erde aufgeworfen, nöthig. Dieser Damm stößt aber nicht unmittelbar auf das Gebäude an, sondern wird durch eine Brücke, die zum Thore führet, damit verbunden, wodurch der Gang rings um das Gebäude durch die Einfahrt nicht unterbrochen wird. Was bey einer solchen Einrichtung in dem ersten Augenblicke lächerlich scheint, findet sich bey etwas Überlegung ganz zweckmäßig. Gewöhnlich, und vielleicht immer, sind in der Schweitz Wohnung, Stall und Scheune unter einem und ebendemselben Dache angebracht; jedoch nicht so, daß, wie in einem Theile von Westphalen, Kühe, Menschen und Garben gleichsam in Einem Bette zusammen liegen. Die Tenne der Scheune befinden sich auf der Erde neben oder zwischen den Ställen, die Bansen aber über diesen, also in der Höhe. Es ist daher weit natürlicher, daß man bis zu ihnen hinauffährt, und das Getreide von dem Wagen gleichen Fußes in die Bansen bringt, als wenn man es aus der Tiefe vermittelst eines Seiles und einer Rolle hinaufziehen wollte. Wahr bleibt es, daß das Auffahren des Heu- oder Ärndte-Wagens den Pferden die Arbeit in etwas erschwert; allein diese Beschwerlichkeit steht in keinem Vergleiche mit dem Aufenthalte und der mehreren Arbeit, die das Aufziehen der Garben verursachet. Übrigens kann man es den Pferden durch eine etwas geringere Last er-

erleichtern. So wie ich nicht für schweres Geräthe und Gefähr bin, so bin ich auch nicht für das übermäßige Auftassen der Wagen, woran die Knechte gewöhnlich so vielen Spaß haben, und sehe mehr Zeit- und Körner-Verlust als Vortheil dabey. Pferde, Geschirr, und oft selbst die Felder leiden darunter.

Das erste Gebaüde, linker Hand, enthält, nach der vorderen Giebelseite, die Gesinde-Küche und Stube; darüber das Schlaf- und Wohnzimmer der Armenanstalt, und ein anderes, in welchem Hr. v. Fellenberg seine Vorlesungen über die Landwirthschaft hält. Dieser Theil hat schöne Speicher und unterirdische Gewölbe. Ferner sind in dem Gebaüde ein Wagenschuppen, ein Stall für 12 Pferde, eine Dreschtenne und ein großer Hornviehstall zu 24 bis 28 Stück. Dieser Stall wird durch einen schönen breiten Futtergang, in welchen man mit einem Karn einkann, getrennt, und bildet daher zwey Ställe. Diese Ställe laufen über die Breite des Gebaüdes; sie haben daher an beiden Enden eine Thür, wodurch die Luft nach Belieben erneuert werden kann. *) An der hintern Giebelseite ist ein großer Schuppen angelehnt, unter welchem sich ein eben so großer Pfulbehälter befindet.

Zu-

*) Von der inneren Einrichtung der Ställe, von den Jauchbehältern und Dungstellen, werden wir bey dem Abschnitte vom Vieh und Dünger reden.

zunächst über den Ställen und dem Futtergange wird das Heu hingebracht, und über diesem auf einem gedielten Boden das Getreide.

In der Scheune, die in dem Hintergrunde des Hofes, oder seiner Mitte, liegt, befinden sich zwey doppelte Hornviehställe mit ihren Futtergängen, eine Dreschtenne und einige Schweinställe. In den Kuhställen ist Raum für 40 Stück groß Vieh. Die obere Einrichtung für Heu und Getreide ist dieselbe, die wir für das vorhergehende Gebaüde angegeben haben. An diese Scheune stößt unmittelbar noch eine andere kleinere Baute an, welche der Ackerwerkzeug-Fabrik zum Waarenlager dient.

Auf der rechten Seite des Hofes steht das dritte Hauptgebaüde, welches Hr. v. Fellenberg von Grund aus neu aufgeführt hat, und seiner unterirdischen und einiger andern innern Einrichtungen wegen sehr kostbar ist. Bey seiner Beurtheilung muß man jedoch nicht bloß die ökonomischen und landwirthschaftlichen Absichten, zu welchen das Gebaüde zwar allerdings dient, sondern auch die wissenschaftlichen, gemeinnützigen und menschenfreundlichen Zwecke des Errichters in Betracht nehmen. Eine zusammengesetzte Ansicht, welche ich dem Leser noch oft für die Folge empfehlen muß, wenn er kein schiefes, sondern ein gründliches Urtheil über die Anstalten von Hofwyl fassen will. — Das vor uns liegende Gebaüde verdient daher einige Aufmerksamkeit.

Unter den Gewölben und Kellern desselben haben einige die Tiefe von 15, andere von 30 Fuß unter der Oberfläche. Sie dienen zur Milch, zum Käse *) und zur Aufbewahrung der Wurzelgewächse. Einige der Keller, die zu diesen leztern bestimmt sind, können hermetisch verschlossen werden. Zu dem Ende sind solche mit doppelten Thüren versehen, zwischen welchen, von oben, Sand eingeschüttet werden kann, um den Zwischenraum auszufüllen, und das Eindringen der äußeren Luft zu verhindern. Diese Keller haben einige verschließbare Öffnungen im Gewölbe, durch welche die Früchte hineingebracht werden. Hr. Fellenberg hat nachher erfahren, daß die hermetische Verschliessung den Kartoffeln einen mulstrigen Geschmack anhängt, und macht daher keinen Gebrauch mehr davon.

Auf dem Erdgeschosse findet man eine Küche für das Molkenwesen, Zimmer für die Arbeiter, Werkstätte für Tischler und Wagner, eine Geräthekammer und eine Dreschtenne. In der Geräthekammer hat jede Gattung von Handwerkzeug ihr Fach und angewiesene Stelle. Diese Vorkehrung verdient, wie Hr. Scheffold ganz richtig bemerkt, eine besondere Würdigung, und zeugt von einem seltnen Ordnungsgeiste. Das schnelle und sichere Ergreiffen der Werkzeuge trägt zur Förderung der Ar-

*) Die Einrichtung der Milchkeller wird bey dem Molkenwesen vorkommen.

Arbeit nicht wenig bey, und zu diesem schnellen Ergreiffen ist nothwendig, daß jeder Arbeiter wisse, wo er sein Geräthe bestimmt antrifft, und es wieder hinzubringen habe. Überdem erleichtert eine solche archivmäßige Einrichtung die Übersicht des Inventariums, und die erforderliche Aufsicht des Geräthes.

Über dem Erdgeschosse befindet sich in der Mitte des Gebaûdes eine schöne Scheune, die, nach der obern und untern Giebelseite zu, durch eine feuerfeste Mauer von dem Übrigen getrennt ist. Die Scheune hat zwey Tennen übereinander. Die obere, in welche allein gefahren wird, hat eine Aus- und eine Einfahrt, welches allen Scheunen zu wünschen wäre, indem dadurch der Wagen nicht rücklings ausgeschoben werden darf. In der vorderen Giebelseite ist über einem Keller eine Schmiede- und Schlosserwerkstätte, und ein Eisenmagazin angebracht. Über diesen sind einige Wohnzimmer, und noch höher befindet sich ein Kornboden, auf welchen sich die darüber zu errichtende Getreidebehälter ausleeren können. Der nämliche Raum zu der Vorrichtung mit den Getreidebehältern findet sich auch an der hintern Giebelseite. Da die Ausführung davon noch nicht stattgefunden hat, so gehört die Beschreibung nicht hieher.

Das vierte große, seit einigen Jahren errichtete, Gebaûde dient nicht unmittelbar zur Landwirthschaft. Es hat unten eine Waschküche, ein Backhaus und einige Badezimmer. In der Höhe

wird

wird es von einigen Lehrern der Anstalt, von Künstlern und Handwerkern bewohnt.

Außer jenen vier großen, finden sich noch einige kleine Gebaüde, Ställe und Schuppen in dem Bezirke des Hofes angebracht.

VIII.

Wegräumung der Hindernisse, und Verbesserungen.

Schon ein sorgfältiger Pächter, der mit einiger Zuversicht auf Unvertriebenheit zählen kann, läßt es sich angelegen seyn, die erheblichsten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich einer gehörigen Cultur widersetzen. Er führt sogar Verbesserungen aus, von denen er sich einen gebührenden Genuß versprechen darf. Er entwässert, bewässert, entsteint, reutet aus, umzäunt, u. s. w. Freylich vollführt er es nur im Kleinen; nur vor und nach, wie es ihm seine Kräfte erlauben, nur leicht hinweg. Das Fundament gehört ihm nicht an. Es wäre thörigt, ein Gebaüde von Dauer auf fremdem Boden zu errichten. Genug, wenn er ein reinliches und bequemes Zelt darauf zu Stande bringt!

Umgekehrt verhält sich dieses bey dem Eigenthümer. Seine Verbesserungen beabsichtigen mehr die Dauer, als die augenblickliche Benutzung. Sie gehen mehr ins Große. Es ist hier weniger um die

Er-

Erhöhung der laufenden Zinsen, als um die Erhöhung des Grund-Capitals zu thun; und ist dieses nur weislich angelegt, so ist der Eigenthümer sicher, auch bey jenen seine Rechnung zu finden. Ein wohlgehaltenes Gut ist mehr werth, als zwey verwahrlosete Güter. Bey jenem ist nur eine Abgabe zu entrichten; es sind nur die Bauten von einem Hofbezirke zu unterhalten; Obsorge für einen Gegenstand zu haben. Bey mehreren Gütern ist diese letztere getheilt; Abgaben, Lasten und Unterhalt der Bauten sind doppelt.

Ist endlich der Eigenthümer auch zugleich der Bewirthschafter seines Gutes, so hat er ein doppeltes Interesse, es zu verbessern. Er braucht nicht die Zukunft zu erwarten, um die vollen Prozente seiner Auslagen zu finden; er tritt sogleich in ihren Genuß ein. Mit den nämlichen Betriebskosten, derselben Menschen- und Pferde-Anzahl, demselben Tagelohn, denselben Werkzeugen, womit er einen vernachlässigten Boden gebauet haben würde: baut er itzt einen guten Boden, und erhält ein Drittel oder Viertel an reinem Ertrage mehr, als er mit denselben Mitteln auf dem vernachlässigten würde errungen haben. Ich sage an reinem Ertrage, weil er keine Baukosten von diesem Plus abzurechnen hat.

Ist der Besitzer und Betreiber ein etwas vermögender Mann, ein Mann von Geschmack, Stande, Erziehung: so wird er auch nebenher auf Verschönerung denken; das Angenehme zwar nicht seiner

selbst

selbst wegen aufsuchen, aber auch solches nicht vernachlässigen; dann nämlich, wenn er es auf dem Wege des Nützlichen findet. Dieses Schöne selbst ist nicht für sein Interesse verlohren, indem es seiner Seits nicht selten auf das Nützliche zurückwirkt. Oft sogar ist das Schöne zugleich das Nützlichste. Ein gerader Weg z. B. ist der kürzeste, er nimmt den geringsten Raum weg, und führt am ersten zum Ziele. Ein nach der Schnur gezogener Graben leitet das Wasser am schnellsten weg, ist keiner Verstopfung unterworfen, ist leichter zu unterhalten. Ordnung und Schönheit machen selbst auf das roheste Gemüth Eindruck, und flößen ihm Theilnahme an seiner Erhaltung, daher auch an der Unterhaltung des Nützlichen ein, mit dem es verbunden ist. „Es wäre doch Schade, hörte ich oft die gewöhnlichsten Tagelöhner sagen: es wäre doch Schade, wenn's vernachlässiget, wenn's verdorben würde, es ist so schön!" Das Schöne knüpft überdem den Menschen fester an seinen Boden und an das damit verbundene reine, glückliche und nützliche Leben. Es entschädiget ihn für die Entsagung manches Genusses, den er sich auf einem andern Wege hätte verschaffen können. Ist er Vater, und streut er auf jene Weise einige Blumen um seinen Wohnsitz her, so darf er um so mehr hoffen, daß seine Kinder denselben lieb gewinnen, daß sie in seine Fußtapfen treten und das bessere, ruhe- und unschuldvollere, Landleben dem städtischen Getümmel vorziehen

ziehen werde. Dem Wohlhabenden, der das Glück kennt, das darin liegt, sich selbst zu leben, seine Kinder zur Mäßigkeit, Thätigkeit und Tugend zu erziehen, sie vor der ansteckenden Seuche der Modesucht und des Verderbens zu bewahren, und durch Beyspiel, Rath und Hülfe der Wohlthäter seiner Umgebungen zu werden —, dem wird das Gesagte nicht so ganz gewichtlos vorkommen.

In allen jenen Beziehungen war es also für den Hrn. v. Fellenberg von der äußersten Wichtigkeit, sein Gut zu verbessern, und zumal alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die ihm als Landwirth entgegenstanden. Er mogte um so mehr das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden: als er es nicht in einer geschmackvollen Equipage, in kostbaren Möbeln, in englischen Anlagen und Prachtgärten, noch in irgend einer Art von äußerem Glanze, wozu ihn sein Herkommen, bis auf einen gewissen Grad, berechtigte: sondern auf seinen Feldern, Wiesen und ländlichen Umgebungen auf die einfachste Weise suchte und, so zu sagen, unter seinen Händen vorfand.

Fellenberg wollte aber dabey nicht stehen bleiben. Er hatte die Landwirthschaft nicht blos zu seiner Beschäftigung und seinem Vortheile übernommen; er wollte auch Andern dadurch nützlich werden. Er setzte sich vor: durch Lehre und That das Beyspiel einer verbesserten Cultur aufzustellen und zu verbreiten; die Feldarbeiten, durch die

Er-

Erfindung verschiedener Werkzeuge, zu verbessern, zu vereinfachen, sie kostensparender zu machen. Als Lehrer der Landwirthschaft suchte er anschaulich darzustellen, was man thun könne, und wie man sich bey den mannigfaltigen Fällen, die dabey eintreten, zu benehmen habe. Er unternahm daher auch manche Verbesserungen und Abänderungen blos zum Versuche, die er ohne das nicht würde unternommen haben. Er konnte also dabey nicht immer den Weg einhalten, den er entschieden für den bessern hielt; er mußte nothwendig auch den zweifelhaften einschlagen, wenn es ein Versuch seyn sollte. Es war eine Frage, die er der Natur vorlegte, und selbst eine verneinende Antwort von ihr ist eine Lehre, eine Warnung, eine Erleichterung für die, welche ihre Pfade betreten. Wer nur immer eine solche Anfrage an die Natur thut, und ihre Antwort, sie mag Ja oder Nein lauten, bekannt macht, der verdient unsern Dank, und nicht unsern Tadel!

Man vergebe mir, wenn ich mich so lange bey diesen vorläufigen allgemeinen Erörterungen aufhalte, ehe ich zu den Thatsachen übergehe; allein ich fand um so nöthiger, denjenigen Standpunkt anzugeben, von welchem Fellenberg in landwirthschaftlicher Rücksicht angesehen werden muß, als mehrere seiner Vorkehrungen, besonders seiner Verbesserungen, angefochten und als verschwenderisch dargestellt worden sind. Ob sie das wirklich verdienen, wird sich in der Folge entwickeln. Vorher

aber

aber muß ich den Leser, dessen Herz für etwas mehr als reinen Geldgewinn schlägt, bitten, mit mir noch eine Stuffe höher zu steigen, um eine freyere und unbefangenere Ansicht des Ganzen zu haben.

Es giebt unter den Verbesserungen Fellenbergs einige, die durch ein allmähliges Ausführen vielleicht weniger kostbar geworden wären, überdem da ein allmähliges Bessern gewöhnlich auch der Weg des Weiseren ist; allein F. hatte noch einen andern Bau aufzuführen, an dessen schneller und dauerhafter Begründung ihm alles, alles lag. „Den Menschenfreund *), dem der Zustand seines Geschlechtes nicht blos in einer oder anderer Beziehung am Herzen liegt, konnte der Ackerbau für sich allein und ohne höhere Tendenz auf keine Weise befriedigen; er konnte bey ihm weder Beweggrund zu einer außerordentlichen Anstrengung, noch endlicher Zweck seines hohen Strebens seyn.“ Dieser Zweck lag außer den Grenzen der Befriedigung blos physischer Bedürfnisse. Doch durfte auch diese Stufe, den weisen Plänen des Schöpfers gemäß, nicht übergangen werden. Sie sollte und mußte vielmehr allem übrigen zur Unterlage dienen; daher auch Fellenberg bey ihr anfieng und sie so schnell als möglich festzustellen suchte. Sein Institut für Jünglinge aus höheren Ständen, die er zu tüchtigen und wahren Menschen, in dem ganzen Umfange die-

*) Blätter von Hofwyl. II. Heft. Seite 4.

dieses Wortes, zu bilden gedachte, seine Industrieschule, wodurch er das verwaiste, das brodtlose, das in physischer und sittlicher Hinsicht verwahrlosete Kind retten —, das unnütze, nachtheilige Glied der Gesellschaft zu einem gesunden, tauglichen und blühenden Zweige des Menschenstammes machen wollte; diese wahrhaft philantropischen Pläne, die F. nicht blos auf die kurze Dauer seines Lebens einschränken, sondern, wo möglich, verewigen wollte; dieses schöne Gebaüde, sage ich, bedurfte nicht allein einer kräftigen, sondern auch schnellen Begründung, wenn es nicht vielleicht schon vor seiner Vollendung durch einen allzufrühen Hintritt seines Stifters zusammenstürzen sollte. Daher dann die Eile und der Eifer bey Ausführung der Verbesserungen, von welchen hier die Rede seyn wird.

IX.

Vormaliger Zustand des Bodens.

Um eine gemachte Verbesserung gehörig würdigen, d. i. ihre Nothwendig- und Nützlichkeit beurtheilen zu können, muß man vorläufig den Zustand kennen, in welchem sich der Boden vor seiner Umschaffung befand.

Man kann sich aus den steinigen Umgebungen von Hofwyl, aus den Quellen, die nach allen Seiten, selbst auf den Höhen hervordringen, den Verwässerungen, die sie bilden, den mangelhaften

Plätzen, die sie in dem Getreide verursachen, man kann sich aus den moorigen und torfigen Wiesen, die unmittelbar an die Hofwylischen anstoßen und zum Theile dazwischen hineinlaufen, aus den sauern und unbedeutenden Gräsern, womit sie bedeckt sind, noch wirklich einigen Begriff von dem Zu= oder vielmehr Unstande machen, in welchem sich das ganze Gut vor seinem itzigen Besitzer befunden hat. Ich sage: einigen Begriff; denn da jene Äcker und Wiesen größtentheils fleißigen und thätigen Landwirthen aus der Nachbarschaft angehören: so haben diese auch mehr auf die Verbesserung ihres Grundeigenthums verwendet, als es ein bloßer Zeitpächter, wie der, der den Wylhof vormals im Besitze hatte, darauf verwenden konnte.

Hr. v. Fellenberg fand daher bey dem Antritte des Gutes alle diese und eine Menge anderer Hindernisse, die nicht allein jede erhöhete Cultur unmöglich machen, sondern auch jede gewöhnliche erschweren. Eine große Anzahl vertikal aufsteigender Quellen bildeten an vielen Orten selbst auf den Höhen solche Stellen, die keinen Wagen zuließen, und auf welchen die Pferde selbst bey dem Pflügen versanken. Dieser Umstand war um so unangenehmer, als das Wasser nicht immer eine Richtung einhielt, sondern bald hier, bald dort aus der Erde hervorbrach. Ausserdem fanden sich fast allenthalben eine ungeheure Menge Steine in und unter der Oberfläche, die ein regelmäßiges Pflügen

er=

erschwerten und ein tieferes Eindringen des Pfluges unmöglich machten. Unter diesen Steinen waren welche von solcher Größe, daß man sie nicht bewegen konnte, und also mit dem Pfluge umgehen mußte. Daher entstanden denn nothwendig leere Stellen in dem Getreide, so wie die unterirdische Feuchtigkeit an andern Orten gelbe und kränkelnde hervorbrachten, welche ihrer Seits zu einer unglaublichen Vermehrung des Unkrauts und Verwilderung des Ackers Anlaß gaben.

Waren die Höhen versumpfet, so waren es die Tiefen auf der nördlichen Seite noch mehr. Da die unterirdische Feuchtigkeit im Winter zu Eise fror, so wurde die darüber ruhende torfigte Grasnarbe dadurch um einen halben Fuß gehoben. Trat Trokkenheit ein: so riß die schwammige Narbe auseinander, und das Wasser, das man zur Überrieselung darauf brachte, verlohr sich in jene Risse und zum Theile breite Spalten, die dem Untergrunde zuführten, was nur auf der Oberfläche frommen konnte. An einigen Orten hatte man es zwar an Gräben zum Entwässern nicht ermangeln lassen; allein da sie ohne Sache-Kenntniß angelegt waren, so dienten sie auch dem überirdischen Gewässer zum Leiter, entzogen daher dem Grase alle Feuchtigkeit, und verursachten durchgehends mehr Schaden als Nutzen. Ich übergehe endlich die Höcker, die schlangenförmigen Wassergräben, die sauern Gräser, die vermoosten und unnützen Stellen, die vielen für die

Bewässerung verlohren gegangene Quellen, um mich zu den Mitteln zu wenden, deren sich Fellenberg bedient hat, so viele Gebrechen zu heilen, und seinem Gute zu dem Gesundheitszustande zu verhelfen, dessen es itzt genießt.

Kein Boden ist von der Hand der Natur ganz vernachlässiget. Zur Seite der giftigen Pflanze sprosset eine andere, die das Gegengift für ihre Nachbarinn mit sich führt. Das Wasser, was an einer Stelle steckt, und durch seinen Überfluß Schaden bringt, kann, geleitet von der Hand des Menschen, an einer andern Stelle Heil und Segen verbreiten. Hat das Feld Steine zu viel, so haben die unterirdischen Abzüge ihrer nöthig. Die Höcker, die an einem Orte hindern, dienen den Sinken zur Ebenung. Der schwammige Boden der Tiefe bedarf der schweren Erdart, die ihm der naheliegende Hügel darbietet. Die großen kalkartigen Steine, die dem Pfluge nur Hinderniß in den Weg legen, geben, zu Kalk gebrannt, das Heilmittel für versaüerten Boden, oder dienen als solcher zur Errichtung neuer landwirthschaftlichen Bauten. Alles in der Natur bildet eine Kette für den, der sie wie Fellenberg mit Muth anzufassen und mit Verstand zu leiten weiß. In seiner Hand ward jede Beschwerniß zu einer Erleichterung, zu dem Mittel, einem andern Gebrechen abzuhelfen. Da, wo sich alles verbindet, alles verkettet, nichts einseitig für sich allein steht; wo einem zu Gut kömmt, was

 dem

dem andern bisher zur Last fiel, wo die Entschlechterung des einen, wenn ich mich dieses Wortes bedienen darf, die Verbesserung des andern wird: da theilen sich auch nothwendig die Kosten, da vermindert sich die Ausgabe. Um aber die Vortheile, die aus dem Ineinandergreifen der Gegenstände hervorgehen, recht zu benutzen, wird es oft nöthig, sie beynahe gleichzeitig vorzunehmen, und so schnell als möglich zu vollführen, wie solches in Hofwyl geschah.

X.

Entwässerung der Felder.

Durch ein Geschiebe von Stein und die dazwischen liegende Flußsandschichten, die den ganzen Hügel von Hofwyl in einer beynahe horizontalen Lage in der Tiefe durchziehen, drängt sich das Gewässer der fernen Höhen in verticaler Richtung gegen die thonige Oberfläche der Felder an, und sucht, wo es kann, einen Ausgang. Schon die ehemaligen Besitzer dieses Gutes hatten es zu verschiedenen Malen und an verschiedenen Orten versucht, dem Wasser durch unterirdische Leitungen Abzug zu verschaffen; allein ohne Zusammenhang und nur nach dem augenblicklichen Bedürfnisse angelegt, war der Erfolg unzureichend.

Da das Eindringen des Gewässers größtentheils von der südlichen Seite herkam, so suchte F.

dem

dem Übel mit Einemmale für seine ganze Besitzung abzuhelfen, und ließ einen Stollen in dieser Richtung ausgraben, indem er alles Gewässer darin aufzufassen und abzuleiten hoffen konnte. Dieser Stollen hat die Länge von 150 Klafter, und geht nach Verhältniß des Bodens mehr oder weniger tief unter der Oberfläche durch; großentheils zu einer Tiefe von 30 Fuß. Die Anlage davon war wirklich sehr abschreckend, und wäre, wo nicht unausführbar, doch allzukostbar geworden, wenn der Stollen nicht zum Theile durch ein mauerfestes Geschiebe getrieben worden wäre; also keiner Stützen noch Sperrbalken bedurft hätte. In dem Verhältnisse, daß die Arbeit damit voranrückte, es also zu beschwerlich fiel, den ausgearbeiteten Grund durch den Eingang auszuführen, mußten, in jeder Entfernung von 60 — 80 Fuß, Schachte von oben herab eingegraben werden, durch welche die Erde vermittelst einer Walze heraufgewunden werden konnte. Der Stollen sowohl als die Schachte wurden nachher gegen das Einstürzen mit Steinen ausgefüllt, welche so aufgeschichtet wurden, daß das Wasser einen freyen Durchzug behielt. So groß dieses Werk scheint und es in der That auch ist, so kostete es dem H. F. doch nur 4 Schweitzer Franken pr. Klafter; das Ganze also 150 Laubthaler. Hätte er nichts dadurch bewirkt als die Entsumpfung eines Theiles seiner Felder: so wäre die Auslage für diese Arbeit wohl angebracht und nichts weniger als zu

 groß.

groß. F. vereinigte aber noch zwey andere Vortheile damit, die zusammengenommen dem Vorhergehenden an Werth nichts nachgaben. Der erste bestand in einer großen Menge Kalkkies, womit er die sonst versumpfte Oberfläche der Felder verbesserte; ein Material, das er ohne diesen Fund aus weiter Ferne hätte müssen beyfahren lassen. Der zweyte gewährte ihm eine reiche zur Bewässerung der tiefer gelegenen Wiesen sehr schätzbare Quelle.

Indessen reichte dieser erste Stollen nicht für das ganze Gut zu. Das Wasser zeigte sich noch auf mehreren Feldern. Ein Beweis, daß der Gang mancher Quellen zu tief lag, und noch unter dem 30 Fuß tief liegenden Stollen durchdrang. F. unternahm also noch zwey neue, wiewohl weniger tiefe Stollen anzulegen, wodurch er immer mehr Wasser gewann. Einer derselben besonders giebt eine so reichhaltige Quelle, daß sie beynahe allein zur Betreibung eines kleinen Wasserwerkes zureichen kann. Mit diesen Stollen wurden nachher mehrere andere gewöhnliche Unterabzüge in Verbindung gebracht, wodurch dann eine vollkommene Entwässerung der Felder und Wiesen vorging, ohne daß das Geringste von der Oberfläche verlohren wurde, wie geschehen wäre, wenn man die Sache durch offene Gräben betrieben hätte. Zu diesen Vorrichtungen kamen nun die Steine zu statten, welche die Entsteinung der Felder gewährte, ohne welche so viele unterirdische Abzüge unmöglich, oder

doch unendlich kostspielig geworden wären. Hr. F. bezweckte dabey aber noch eine weitere Verbesserung.

Die Felder von Hofwyl sind größtentheils bis zu einer Tiefe von 5 — 6 Fuß von einem ziemlich undurchlassenden Grund, in dessen Oberfläche also das Wasser sich bey anhaltendem Regen oder Schmelzen des Schnees, besonders auf Feldern, die keinen starken Hang haben, anhäuft und den Gewächsen nachtheilig wird. Hr. F. glaubte die unterirdischen Abzüge ebenfalls zum Abfange dieser überflüssigen Feuchtigkeit benutzen zu können. Da die meisten derselben viel tiefer angelegt werden mußten, als daß der Überfluß des atmosphärischen Niederschlags bis zu ihnen vordringen kann: so ließ er die Graben der Abzüge, nach ihrer Höhe zu, mit kleinerem Gesteine bis zu der ackerbaren Krume, welche zu Hofwyl auf 2 Fuß angenommen wird, ausfüllen, und dann mit Grund decken. Diese Ausfüllung verschaffte dann noch einen andern zweyfachen Nutzen. Man fand dadurch das Mittel, eine unglaubliche Menge großer und kleiner Feldsteine, die zum Kalkbrennen untauglich waren, zu vergraben, welche sonst hätten müssen verfahren werden. Zugleich diente der Grund, der aus dem Raume der Gräben erübriget wurde, um die tiefen Stellen des Feldes damit zu überfahren, und die Oberfläche zu verebnen.

Oft verkürzten die tiefer versenkten Stollen bey Anlegung der Unterabzüge die Arbeit; denn sobald man mit diesen über einen der Stollen kam, war

es nicht nöthig, sie weiter durchzusetzen. Man ließ sie daselbst in senkrechter Richtung hinuntersteigen und sich in die Stollen entledigen. Manchmal mußte man die Unterabzüge mit wasserfesten Boden und Wänden zu versehen; da nämlich, wo man auf einen durchlassenden Grund traf. An solchen Stellen ließ Hr. F. sie pflastern oder mit Lehm ausschlagen. Dieses wurde besonders bey den unterirdischen Leitungen vorgenommen, die bestimmt sind, der Jauche oder einer andern düngenden Flüssigkeit zum Leiter zu dienen. Wo man dem Wasser einen steilen Abschuß unter der Erde zu geben gezwungen war, wurden zur Verhütung des Wegspühlens hölzerne Rinnen oder Brunnenröhre angewendet.

Den Unterabzügen, durch die nicht beständig Wasser fließt, begegnet es oft, daß sie durch Mäuse oder sonstige Zufälle allmählig verschlämmt werden; daher hat Hr. F. die meisten davon so eingerichtet, daß sie bey jedem starken Regengusse ausgewaschen werden, wodurch er den darin sich sammelnden Schlamm wegspühlen und die Abzüge offen zu halten hofft (?). Einige seiner Unterabzüge sollen dienen, das Wasser, welches durch die damit bewirkte Überrieselung der Oberfläche entkräftet, und zu stark erwärmt worden ist, aufzufangen, solches eine sichere Weite unter der Erde durchzuführen, und ihm dadurch einen Theil seiner Kraft und Kühle wiederzugeben, um es von neuem zur Bewässerung tauglich zu machen.

Ein

Ein merkwürdiger Fall traf auf zwey abhängigen Stellen ein, wo die Felder jedesmal von Triebsand überschwemmt wurden, so oft man sie von Grundaus entwässern wollte. Über einer Schicht von Kies, der dem Gewässer zum Leiter diente, lag eine von Sand, die ihrer Seits von einer Lehmschichte gedeckt würde. Die Lage war also, wie man sich durch einen Erdbohrer überzeugt hatte, folgende:

Ackerkrume,

Thon,

Flußsand,

Kies.

Das Wasser drang durch den Kies vor. Der Sand ließ es durchgehends, doch nirgends in großer Menge durch. Von da sickerte es an vielen Orten durch die Lehm- oder Thonschichte, und durchwässerte die Ackerkrume, ohne daß es zum Fließen kommen konnte. Durchbrach man die Lehmschichte, so drang der Sand mit sammt dem Wasser in die Höhe, und das Übel wurde nur ärger. Es war also hier nichts auf die gewöhnliche Weise auszurichten. Das Wasser mußte schon unter dem Sande aufgefangen werden, wenn es diesen nicht mit in die Höhe bringen sollte. Zu dem Ende ließ H. F. eine hölzerne, kegelförmige Röhre zurichten, und sie unten mit einem

spitz-

spitzauslaufenden eisernen Zapfen versehen. Das Ganze hatte also das Ansehen eines Trokars. Die Spitze machte es möglich, daß man die Röhre mit vertikaler Richtung durch die drey Schichten bis in den Kies eintreiben konnte. Nun konnte das Wasser frey und rein durch die Röhre aufsteigen, ohne den Sand zu berühren, und ließ sich nach Belieben in der Höhe ableiten. *)

Durch diese und eine Menge anderer Mittel gelang es endlich der Überlegung, dem Fleiße und anhaltendem Muthe des itzigen Besitzers von Hofwyl, die Erde aus dem Gewässer hervorzurufen und sie dem Pfluge zu unterwerfen. Nun ertrinken die Ärndten nicht mehr im Wasser, nun kann der Pflug sogleich nach dem stärksten Regen das Feld befahren, und die Pferde den Boden im Frühjahre einige Wochen früher als sonst betreten. Diejenigen, die in diesen Anlagen nur einen kostenverschwendenden und unnützen Aufwand finden oder gefunden haben: die mögen sorglos die goldnen Äpfel in Hesperiens Gärten brechen; aber in dem Schweisse ihres Angesichtes werden sie nimmer die Erde bauen. Viele bilden sich schon etwas auf ihre landwirthschaftliche Industrie ein, und glauben Wunder gewirkt zu haben, wenn sie irgend ein hölzernes Siel in den Bo-

*) Die Abbildung davon, und wahrscheinlich auch eine deutliche Beschreibung werden in dem 5ten Hefte der Blätter von Hofwyl erscheinen.

Boden legen; einen offenen oder gedeckten Graben durch die Oberfläche herziehen. Ist gleich ihre Arbeit weder von Dauer noch von Wirksamkeit, so hat sie doch das Eigene, daß sie nicht viel kostet; und darin, glauben sie, bestände die ganze Kunst der Oeconomie. Ich aber glaube, daß sie nicht im Sparen, sondern in einer weisen Ausgabe bestehe.

Es ist auffallend, und muß Hrn. F. eben so viele Freude gemacht haben, als es den Alten Ehre macht, daß die Spuren ihrer erloschnen Industrie hundert bis anderthalb hundert Jahre nachher an vielen Stellen so genau mit den Arbeiten zusammentreffen, die einer ihrer kraftvollen Nachkömmlinge in unsern Tagen unternommen hat. Auch sie erkannten die Nothwendigkeit eines radikalen Mittels zu einer vollständigen Abwässerung; sie drangen in den Schoos der Erde vor, und legten ihre Acten *) zum Theile zu einer Tiefe von 6 — 7 Fuß unter der Oberfläche. Der Fehler, den sie dabey begingen, war: daß sie ein Material (Holz) dazu wählten, das durch die Länge der Zeit zerstöhrt werden mußte. Die Erneurung wurde also später nöthig. Aber die Kinder jener braven Leute glichen den Vätern nicht. Sie dachten sich das Leben gemächlicher zu machen, wenn sie die Acten um einige Fuß höher anlegten. Die Kindeskinder endlich, weiser noch als

*) Der Name, den man in der Schweitz den unterirdischen Abzügen giebt.

als ihre Väter, gleich manchen oberflächlichen aber glänzenden Öconomen unseres Zeitalters, fanden noch leichter und weniger kostspielig, ihre Acten gleich unter der Oberfläche durchzuführen. So stieg dann von Geschlecht zu Geschlechte die Industrie wirklich aus der Tiefe hervor, und wurde von Jahr zu Jahr seichter. Hr. v. Fellenberg fand bey dem Anlegen einiger seiner Unterabzüge, und zeigte mir bey dieser Gelegenheit die Spuren jener steigenden Verschlechterung der Cultur, die ihrem Zeitalter so wenig Ehre machen. Bedürften die Arbeiten Fellenbergs und seine zur Entwässerung ergriffene Maßregeln einen Beweis ihrer Nothwendig- und Zweckmäßigkeit, so könnte man nur an die Acten der fleißigen und einsichtsvollen Alten appelliren.

XI.

Entsteinung der Felder.

Die Hindernisse, welche die Steine dem Pfluge in den Weg legten, und ihre Anwendung, haben wir schon berührt. Von der Art, wie Hr. v. Fellenberg den Boden davon entlediget hat, haben wir hier zu handeln.

F. ließ sich zu dem Ende einen Pflug, in Gestalt des Argauer, von ungewöhnlicher — man darf wohl sagen, ungeheurer — Größe anfertigen, und ihn mit 8, 10 und sogar einigemal mit 14 Pferden bespannen. Zwey Mann hielten die Stürzen des Pflu-

Pfluges, und zwey andere trieben die Pferde an. Gewöhnlich jedoch waren 8 starke Pferde und drey Mann bey der Arbeit zureichend. Man wird sich über diesen Kraftaufwand nicht wundern, wenn man bedenkt, daß damit ein versteinerter Boden zum erstenmal zu zwey Fuß Tiefe umgepflügt werden sollte *). Dem Pfluge folgten dann noch 3 bis 4 Arbeiter, um die widerstehenden oder durch den Pflug bewegten Steine mit der Hacke auszuheben. Da, wo der Pflug auf allzugroße Steine traf, die es unmöglich war schnell auf die Seite zu bringen, wurden die Stellen von den Pflügern bezeichnet, und man grub sie dann aus, wenn der Pflug seine Arbeit vollbracht hatte, wodurch das Gespann nicht aufgehalten wurde. Das Aufpflügen einer Juchart geschah in anderthalb Tagen. Es gab aber auch Stellen, wo man den Pflug nur anderthalb, ja nur einen Fuß tief eingreiffen ließ; je nach Beschaffenheit des Untergrundes. Die ausgepflügten Steine erforderten nachher noch ein Zusammenraffen, Aufladen und Abfahren. Ganz frey hat bey dieser ersten Arbeit der Boden nicht können gemacht werden. Da man aber im folgenden Jahre eine Nachlese

*) Es ist auffallend, wie Einige haben glauben können, Hr. F. habe das tiefe Pflügen ohne vorherige Untersuchung des Bodens unternehmen, und ohne alle Rücksicht allenthalben zu gleicher Tiefe durch Gut und Schlecht fahren lassen!

lese hielt, so ward solches mit wenigen Auslagen, und gänzlichem Erfolge vollendet.

Es haben einige Personen die Kosten dieses Tiefpflügens sehr hoch, andere hingegen sehr geringe angeschlagen. Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen. Ich halte für überflüssig, uns mit der Berechnung abzugeben, theils weil die Arbeit einen Tag mehr Arbeit als den andern erfoderte, theils weil die Gewinnung der Steine einen Theil der Kosten vergütete. Übrigens hat Hr. F. im Anfange sehr vielen Dung zugekauft, und, so viel ich weiß, aus Bern kommen lassen. Es wären also nicht allein jene Gespann- und Handarbeiten für Pflügen und Steinewegräumen, sondern auch der Dungankauf in Anschlag zu bringen, und zu dem Grundcapital zu schlagen. Wichtiger für uns bleibt die Untersuchung der Frage: Ob das Tiefpflügen, außer der Wohlthat des Entsteinens, noch nebenher eine nützliche oder nachtheilige Einwirkung auf den Anbau der Gewächse in der Folge gehabt habe? — Daß ein allmähliges Vertiefen des Bodens ein sicherer und weniger kostspieliger Weg sey, als ein plötzliches, bezweifelt Niemand, selbst F. nicht. Indessen paßte solches nicht in den Plan des Zusammengreifens seiner Verbesserungen, noch zu dem Zwecke der Entsteinung. F. behauptet dabey, daß seine Ärndten gleich nach dem ersten Tiefpflügen besser gewesen seyen, als einige Zeit nachher. Dieses bewiese denn augenscheinlich für die natürliche Güte

des

des Untergrundes von Hofwyl, und daß man nicht thöricht verfahren habe, ihn aus der Tiefe heraufzuholen. Was aber die Einwirkung des ausserordentlichen Tiefpflügens auf die Folge der Zeit angeht, davon werden wir Gelegenheit haben, an einigen andern Orten in dieser Schrift zu sprechen.

XII.

Entsumpfung und Ebenung der Wiesen.

Wenn die Verbesserungen Fellenbergs bey den Ackerlanden einen Charakter von Größe und Nützlichkeit haben, so ist er bey den Wiesen noch anschaulich auffallender. Bringen wir beide Verbesserungsanstalten in Verbindung, da sie wirklich unzertrennlich von einander sind, indem zu Hofwyl eine der andern die Hände bot: so finden wir ein großes Ganzes, das sich nicht leicht anderswo darbieten wird, mir wenigstens nirgendwo vorgekommen ist.

Der Wylhof hat den Vortheil, daß sich die Wiesen in einem weiten Halbzirkel um seine ackerbare Höhe herziehen, und sie von drey Seiten umfassen. Dadurch sollte denn bey einer weisen Einrichtung nichts von dieser entströmen, was jenen nicht zu gut kömmt. Die Natur gab die günstige Lage, sie gab Wasser, Lehm, Steine, Kies und Kalk her. Die Benutzung und Anwendung überließ

sie dem Menschen. Er sollte und durfte aber dabey die Hände nicht in den Schoos legen, noch wie in Eden sein Brodt essen, ohne es mit einem Tropfen Schweiß zu benetzen. Sie legte ihm sogar manche Beschwerniß in den Weg, an deren Übersteigung er sein Nachdenken und seine Kräfte üben sollte, um dadurch seinem Geiste eben sowohl als seinem Leibe Beschäftigung zu verschaffen.

Kaum hatte Fellenberg die Hindernisse auf dem Felde überwunden, und sich daselbst die Hülfsmittel zugesichert, die ihm bey der Verbesserung der Wiesen dienen konnten: so machte er sich auch an diese. Unter jenen Hülfsmitteln steht das durch die Unterabzüge und Stollen auf dem Felde gewonnene Wasser obenan. Er hatte die Quelle des Segens aus der Tiefe hervorgerufen; es kam nun alles darauf an, sie gehörig zu leiten, und so zu benutzen, daß nicht ein Fleckchen auf seinen Matten davon unberührt blieb. Diesem stemmte sich aber noch eine Menge Hindernisse entgegen. Hier standen Hügel im Wege, dort zogen die Tiefen alle Feuchtigkeit an sich. Binsen und Riedgräser wucherten in den Sinken; Moose und Kargen-Gräser kleideten kümmerlich die Höhen. Die steilen Wände mußten also zu sanften Abhängen, die Hügel zu Thälern, die Schlünde zu Ebenen gemacht werden. Der leichte Boden bedurfte befestiget, der moorige entsäuert, der sumpfige entwässert zu werden.

Zum Glücke erleichterte die Verschiedenheit und Menge der Hindernisse selbst die Arbeit. Die Hügel gaben den Stoff zum Ausfüllen der Tiefen, den Lehm zum Binden des schwammigen Bodens, den Mergel und Kalkkies zur Entsaürung der Moore, und die Steine zur Entwässerung her. Die Höhen durften nur geschleift, in die Tiefe gebracht, und jedem Gegenstande seine Stelle angewiesen werden. Hr. Fellenberg bediente sich zum Verschleifen der Höhen verschiedener Mittel. Bald waren es Schlitten, bald Karren, bald die Beyhülfe des Wassers.

Das Wasser wurde da vorzugsweise zu Hülfe genommen, wo man Sand oder leicht abzuschlämmenden Boden fand, den man den fernen tiefen Moorstellen, aus denen man Torf gestochen hatte, zuführen wollte. Man hackte den Boden unterhalb dem hochgelegenen Wassergraben auf, und ließ das Wasser mit Macht darauf hinschießen, welches dann den Grund mit sich dahin riß. Da das Wegschwemmen bey stark gebundenem Boden nur langsam von Statten geht, und man das Wasser auch nicht überall zu Gebothe hatte, so ließ Hr. F. eine Menge Schlitten zurichten. Die Schlitten wurden mit Brettern belegt, und jedesmal mit 8 — 10 Cubikfuß Grund beladen. Da die Höhen unmittelbar an die Wiesen anstießen, und ein rascher Hang statthatte, so ging die Reise mit großer Schnelligkeit, und ein Schlitten konnte den Weg 60 — 70 mal in einem

einem Tage machen. Besonders leistete dieses Fuhrwesen bey Frost und Schnee vorzügliche Dienste. Man spaltete zu der Zeit den Grund mit eisernen Keulen, und brachte ungeheure Stücke auf einmal und ohne Gespann hinab, indem man dem Schlitten nur den ersten Stoß zu geben brauchte.

Wo der Hang des Bodens nicht stark genug war, bediente man sich kleiner Stürzkarren zum Herabschaffen der Erde. Auch diese machten oft die Reise allein. Man verband ihrer auch zwey mit einem sehr langen Seile, wovon das eine Ende an einem beladenen, das andere an einem leeren Karren angeknüpft war. Das Seil war um zwey von einander entfernte Rollen geschlagen, so, daß wenn der volle Karrn die Reise bergab machte, er den leeren bergan zog. Nun wurde dieser geladen, und zog im Herabrollen seiner Seits den indessen geleerten nach der Höhe. Größtentheils mußte man jedoch das Gespann bey diesen Vorrichtungen anwenden.

Wenn man bedenkt, daß auf diese Weise 30 bis 40 Juchart Wiesen mit 3 bis 12, ja 18 Zoll Grund überfahren worden sind, so kann man sich eine Vorstellung von dieser wahrhaft herkulischen Unternehmung machen *). Die Kosten davon waren ohne

*) Ich kann nicht übergehen, daß ein Theil dieser Arbeit mit einem Zeitpunkte zusammentraf, wo das Schicksal Fel=

ohne Zweifel sehr bedeutend; allein wer nur immer den unschätzbaren Werth eines so schönen und so vollkommen bewässerungsfähigen Wiesengrundes kennt, wie den, welchen F. sich zu verschaffen wußte, der würde ihn zu keinem Preise zu theuer erkauft zu haben

---

Fellenbergs Tugend und Standhaftigkeit auf die stärkste Probe setzte. Ein und zwanzig Personen lagen an einem tödtlichen Nervenfieber in Hofwyl danieder. Alles floh vor der ansteckenden Seuche; nur zwey Menschen blieben: Fellenberg und seine tugendhafte Gattinn. Sie pflegten der Kranken; sie bereiteten die Arzneimittel; sie reichten sie dar. Es war hier nicht blos der gute Samariter auf der Straße: es war der Samariter zu Hause, in dem Schooße der Seinigen, seiner leidenden Dienstboten, seiner Familie, seiner Kinder. Eines von diesen ward das Opfer der Krankheit. Inzwischen unterlag auch die Frau v. Fellenberg der Aufgabe ihrer Mutter- und Menschenliebe. Man brachte sie nach Bern, um daselbst einer Pflege zu genießen, die man außer Stand war, ihr in Hofwyl zu reichen. Gott goß durch ihre Erhaltung einen Tropfen Balsam in die Wunden des Menschenfreundes, der so manchen Tropfen in die Wunden seiner kranken Brüder gegossen hatte. Unter so vielem Drange, der noch durch Leiden andrer Art verbittert wurde, dachte Fellenberg noch immer auf die Durchführung seines Werkes. Zwanzig Familienväter hatten in dem Winter keinen Brodstab, als ihn; und der Stab brach, sobald F. die Arbeit einstellte. — Seegen von oben auf den Mann, der das that! . . . Du aber, geliebter Leser! vergieb, wenn der Landwirth die Feder auf einige Augenblicke dem Menschen überließ!

haben glauben. Ich gestehe, daß von allen landwirthschaftlichen Unternehmungen zu Hofwyl diese mir alle andere an Nutzen und sinnreicher Einrichtung zu übertreffen scheint. 67 Morgen nahe gelegene, aneinanderstoßende Wiesen, zu deren völligen Bewässerung man zu allen Zeiten Wasser hat, und zwar in einem Lande, wo der Graswuchs, wie in der Schweitz, in einem hohen Preise steht, sind ein Schatz, dessen Werth sich nicht berechnen läßt.

Mit dem Überfahren und Zuschlämmen war die Sache aber noch nicht vollbracht. Es mußte noch, so wie auf den Feldern, eine Menge unterirdischer Abzüge gemacht werden; und noch in diesem Jahre [1815] sah ich an einigen arbeiten, sah den Boden durch Grundbeyfahren ebenen. Ich sah die sandige und kiesige Erde auf die festeren Stellen, die bindende Erde auf die lockeren, und die kalk- oder mergelhaltende Erde auf die torfigen und versaüerten bringen. Das Aufgefahrne wurde mit dem Pfluge, der Egge, vor allem aber mit der vielschaarigen Pferdehacke untereinander gemengt, und mit dem darunter liegenden Boden verbunden. Erreichen bey dieser Mischung, bey dieser Arbeit, bey dieser weisen Anordnung die Fellenbergische Wiesen nicht dermaleinst die höchste Stuffe der Fruchtbarkeit, deren Wiesen in der Schweitz fähig sind: so erkläre ich geradezu alle Menschen-Industrie für fruchtlos, und die ganze Doktorey für Dunst.

XIII.

Bewässerung der Wiesen.

Die ganze Wiesenanlage zu Hofwyl ist nunmehr so eingerichtet, daß jeder Fleck derselben überrieselt werden kann. Zwey Arme oder Zuleitungsgraben, der eine von der östlichen, der andere von der westlichen Seite kommend, umfassen in zureichender Höhe die zwey Drittel des Hügels von Hofwyl, und ergiessen ihr wohlthätiges Wasser über die darunter liegenden Matten. Einen Theil davon giebt ein kleiner Bach her, den andern führen die Unterabzüge der Felder allenthalben den Zuleitungsgräben zu. Eine Menge von Schleusen und Staubrettern hält das Wasser zu jeder beliebigen Höhe an, und vertheilt es in die verschiedene Wässerungsgräben, wovon eine umständliche Beschreibung mich zu weit führen würde. Indessen ist doch die rechte kunstmäßige Überrieselung sanft gewölbter Beete, als welche nur allein eine Wiese zu ihrem höchstmöglichen Ertrag bringen kann, zu Hofwyl nicht angebracht.

Ich muß hier einer besondern, Hrn. F. so viel ich weiß, allein eigenen, Bewässerungsart gedenken. Ich verstehe darunter die Bewässerung unter der Erde. Mehrere Personen haben sich zwar dagegen erklärt; es könnte aber doch seyn, daß sie nicht so ganz unnütze und verwerflich wäre, als man sie hat machen wollen. Zur Entsumpfung

 moo-

mooriger Wiesen ist die Anlegung offener oder gedeckter Abzugsgräben unumgänglich nöthig. Indessen ist das Trockenlegen derselben allein nicht immer eine Verbesserung für Wiesen solcher Art. Indem man ihnen die schädliche Feuchtigkeit entzieht, beraubt man sie nicht selten auch der Feuchtigkeit, deren ein so schwammiger Boden zum Wachsthume der Gräser nicht entbehren kann. Hat man dann vor der Entwässerung viele, wiewohl nur saure, grobe Gräser gehabt: so hat man nach derselben gar keine, und das ist doch wohl noch übler. Es ist aber nicht sowohl das unterirdische Wasser, sondern seine Stockung, welche eine Verschlechterung bewirkt. Könnte daher das Wasser dem Boden abwechselnd abgezapft und wieder durch frisches unter der Erde ersetzt werden, so würde die Feuchtigkeit dem Grase nur nützen und nicht schaden. Warum wächst z. B. das Gras an der Seitenwand eines schmalen Dammes, der einen Bach oder Fluß zusammenhält, üppiger als anderswo, ob es gleich daselbst nicht überrieselt, sondern blos durch die durchsickernde Feuchtigkeit an seinen Wurzeln getränkt wird? Besser freylich bleibt alle überirdische Bewässerung, wenn man sie geben kann; und doch glaubt H. F. daß auch in diesem Falle das unterirdische Wasser oft vortheilhaft mit zu Hülfe genommen werden kann.

Dieser Fall tritt zumal auf Wiesen ein, die eine moorige oder sonst schwammige und durchlassende

Kru=

Krume haben, die bey der Hitze nur allzuleicht austrocknet und Risse und Spalten bekömmt. Wird in diesem Zustande das Wasser von oben darauf gebracht, so sinkt solches sogleich durch, und verläuft sich fruchtlos nach den Abzügen, die zum Trockenlegen der Wiesen nothwendig waren. Dasselbe tritt auch bey den Gängen der Maulwürfe, Löchern der Mäuse und Würmer ein. Diesem Übel glaubt Hr. F. nun durch eine gleichzeitige Bewässerung ober und unter der Erde vorzukommen, und sucht es auf verschiedene Weise zu erreichen. Bald ist es eine Quelle, die er bey der Entwässerungsanstalt abgeleitet hatte, und nun zwingt, sich in einer andern Richtung eine Zeitlang unter der Erde aufzuhalten; bald setzt er einen Unterabzug mit dem Zuleitungsgraben, der das Wasser zum Überrieseln herbeyführt, in Verbindung. Findet er z. B. vor der anzustellenden Überrieselung, daß die Oberfläche durch Trockenheit, oder sonstige Zufälle, allzu durchlassend geworden ist: so läßt er zuerst die Unterabzüge, die bey ihrer Mündung geschlossen werden, mit Wasser anlaufen. Ist dadurch die Krume von unten herauf gesättiget, so wird die Verbindung des Unterabzugs mit dem Zuleitungsgraben geschlossen, und das Wasser ergießt sich nun über die Oberfläche.

Dasjenige, was man mit einigem Rechte gegen die unterirdische Wässerungsart eingewendet hat, ist: daß das Wasser, wenn gleich in dem Unterabzuge

zurückgehalten, doch nicht weiter als etwa 2 — 3 Fuß nach beiden Seiten unter der Erde vordringen kann. Hr. F. sucht diesem dadurch zu begegnen, daß er den Unterabzug mit mehreren Ästen versieht. Er legt nämlich hölzerne Kennel, das ist der Länge nach durchgeschnittene Zylinder, unter die Erde, die offene Seite nach unten. Da diese nun in verschiedenen Richtungen auf den Unterabzug auslaufen, so geht das Wasser aus diesem in jene über, und läßt sich also auf verschiedene Weise verbreiten. Hr. F. hat zum Anhalten des unterirdischen Wassers eine sinnreiche Vorrichtung angebracht, die auch zugleich dienen kann, das Wasser an sichern Stellen aus der Erde zu erheben, damit das Wasser nun wieder zur Überrieselung der Oberfläche gebraucht werden könne. Ich enthalte mich, etwas darüber zu sagen, indem Hr. F. jene Vorrichtung selbst in dem fünften Hefte der Blätter von Hofwyl bekannt machen wird.

Noch hat man gegen diese Bewässerungsart eingewendet: daß die Unterabzüge sich durch das Verschließen vor und nach zuschlämmen würden. Hr. F. glaubt, daß dieses nicht leicht statthaben könne, am wenigsten da, wo durch die Einlassung des Wassers aus dem obern Graben der Unterabzug ausgewaschen werden kann. Das Anstauen des Wassers unter der Erde gewährt außerdem ein wirksames Mittel zur Vertilgung der Mäuse, die sich so gerne zwischen den Steinen, aus welchen die

Un-

Unterabzüge angelegt sind, ansiedeln. Eben so können ihm die Maulwürfe, die auf überrieselten Wiesen so viele Unannehmlichkeit verursachen, nicht widerstehen.

Da die Verbesserungen der Wiesen noch nicht beendiget, und selbst die schon vollendete Wiesen noch nicht auf der Höhe ihres Ertrages sind, so läßt sich über diesen letztern bisitzt noch nichts Gewisses bestimmen. Einstweilen ist der Unterschied zwischen einigen der Fellenbergischen Wiesenstücke, die zwischen benachbarten einlaufen, also durchaus gleichen Boden und Lage mit ihnen theilen, so auffallend, daß sie auch einem ungeweihten Auge sichtbar werden.

Hr. F. geht von dem Grundsatze aus, daß die Gräser vor und nach absterben; die Wiesen also nach einem gewissen Zeitraume mit so vielen ablebenden und kränkelnden Pflanzen bedeckt sind, daß die gesunden nicht gehörigen Raum zu ihrem vollen Wachsthume finden. Er hält daher für vortheilhaft, und gedenkt, die Wiesen von Zeit zu Zeit unter den Pflug zu nehmen, um durch die Zerstöhrung der alten vergehenden Narbe einer neuen Pflanzengeneration Platz und Nahrung zu verschaffen. Er erzweckt dabey noch, daß die verschiedenen Bodenarten, deren Mischung noch nicht gehörig vollendet ist, durch den Pflug mehr und mehr untereinander gebracht werden. Eine solche aufgebrochene Wiese gedenkt er dann auf einige Jahre einem sichern Frucht-

Fruchtwechsel zu unterwerfen, und dann wieder zu Gras niederzulegen.

In wieweit diese Meynung über die durch die Zeit entstehende Verschlechterung der Wiesen, durch das Kränkeln eines Theiles der Pflanzen gegründet und auf gute Wässerungswiesen anwendbar sey, lasse ich dahin gestellt bleiben. Gewiß scheint mir indeß, daß, wenn die Verschlechterung nicht bedeutend ist, aus dem Aufbrechen einer solchen Wiese, ohngeachtet der 3 — 4 Ärndten, die Hr. F. davon abnehmen kann, ein bedeutender Schaden hervorgehen wird, indem die Wiese in den zwey ersten Jahren, wo sie wieder zu Gras niedergelegt wird, den Ertrag nicht geben kann, den eine länger benarbte abwirft. Bey schlechten oder mittelmäßigen Wiesen mag ein von Zeit zu Zeit erneuertes Aufbrechen von Nutzen, ja manchmal nothwendig seyn; aber überzeugen kann ich mich nicht, daß so vortrefflich angelegte Wässerungswiesen, wie die von Hofwyl, einer solchen Erneurung nöthig haben, und durch eine zeitlange Zerstörung der alten Narbe in der Folge höher gehoben werden können.

Dennoch scheint das Ausarten selbst bey bewässerten Wiesen in der Schweitz einzutreffen. Ich fand davon den Beweis in einem über den Wylhof geschlossenen Lehnvergleich vom Jahre 1742. Es heißt darin: „Wann Theil Stück der Matten also abgehen, daß ohngeachtet des Wasserens kein Gras mehr dort wachsen will: so sollen solche Stück in

die

die Zwerch zuerst und in die Läng hernach gepflüget, darinn Sommerdinkel gesayet, und darnach auch zuerst in die Zwerch, hernach in die Läng geeget werden, umb des Ausebnens willen, und wird der Sommerdinkel nicht gebauwet (gedüngt) anders als durch den daselbst befindlichen Wasen. Der daraufhin gesayete Winterdinkel aber wird gebauwet und geehret (gepflügt) und geegt zuerst in die Zwerch, darnach in die Läng, wie obgemeldt, auch wird darnach das folgende Jahr, wann es nicht waßmen (sich begrasen) will, Rübensamen dahin gesayet, da es dann nach den Rüben schon waßmen wird."

Es wird vielleicht nicht überflüssig seyn, aus eben jenem Vergleiche einige der Bewässerungsregeln zu ziehen, die dem Lehn- und Wasserknechte darin vorgeschrieben sind, wie man sie damals vermuthlich durchgehends in dem Canton Bern zu beobachten pflegte. Ich werde sie etwas zusammenziehen.

1. Beym Froste mit dem Wässern, das durch Vorsteckung der Bretter aus den Gräben bewirkt wird, einzuhalten, damit das Eis den Wasen nicht aufreissen und Moos und Mäuse nach sich ziehen möge. Dieses gilt von den g u t e n Wiesen.

2. Die moorigen oder torfigen Wiesen bey der Kälte beständig überschwemmt, und wenigstens acht Querfinger tief unter Wasser zu halten.

3. Wann Schnee liegt, oder es den ganzen Tag regnet, nicht zu wässern.

4. Wann bey gelindem Wetter es am Morgen schneiet und der Schnee sogleich schmilzt, nicht zu wässern, weilen solcher Schnee dem Grase besser bekömmt als Wasser.

5. Während dem Thaue nicht zu wässern, und, ist der Thau sehr stark gewesen, denselben ganzen Tag nicht, indem der Thau dem Grase zuträglicher ist als Wasser.

6. Wenn die Tage länger werden, und es nicht friert, ist Morgens frühe und Abends spät das Wasser aufzubringen.

7. Bey der Morgenwässerung auf die Maulwürfe zu achten und sie zu tödten.

8. Wann es im Merz oder April Abends regnet, nicht zu wässern.

9. Fällt ein Reif auf das junge Gras, so soll Alles Hand anlegen und alles Wasser auf die Wiesen gelassen werden, um die Schädlichkeit des Reifs zu verhüten. Hat aber das Gras schon eine sichere Festigkeit, so ist das Wässern nicht erforderlich.

10. Das Wässern an gelinden und trocknen Tagen fleißig fortzusetzen, bis vier Tage vor der Heuärnte, und von dieser an bis 3 — 4 Tage vor der Grummetärndte.

11. Während der Hitze nur Morgens und Abends zu wässern, damit gegen Mittag kein Wasser mehr auf dem Grase stehe, und dieses dadurch verbrühe (?).

12. Bey heißem und trocknem Wetter die Wiesen am Tage vor dem Mähen, in der Frühe, ein klein wenig zu wässern, damit sich das Gras besser mähen lasse.

13. Gleich nach der Herbstbeweidung zu wässern; aber nicht das Wasser an einem Orte zu lange laufen zu lassen, sondern mit den Staubrettern immer fortzurücken, damit nicht eine Stelle überwässert werde und die andre Noth leide.

14. Die Teiche, die das Wasser hergeben, beym Auslassen desselben von Grund auf tüchtig zu rühren, damit das Wasser sich trübe, und so den Matten mehr Fett zuführe.

15. Das Laub auf den Weiden im Frühjahre zusammenzuharken, und unter die Obstbäume zu bringen, und damit und etwas Reissig, zur Vertilgung der Raupen, stark zu räuchern. Darauf den Boden mit eisernen Rechen (Harken) aufzukratzen, und die Asche mit hölzernen Rechen darüber auszubreiten.

16. Anfangs oder Ende Winters alle Ameisenhaufen mit schweren Stößern und aus allen Kräften bey etwas feuchter Witterung zusammenzustampfen: „Wormit, sagt der Lehnbrief, die Ameisen den Rest kriegen werden.“

XIV.

Hornvieh.

Herr von Fellenberg ist, wie man leicht denken kann, ein Stallfütterungswirth; denn wo ist der Mann, der den hohen Werth des Düngers kennt, der weiß, daß der größte, und, ich behaupte immer, der einzige Nutzen, welcher bey einer Ackerwirthschaft aus den Kühen hervorgeht, in dem Dünger besteht, und der nicht suchen wird, diesen Nutzen auf das Höchste zu treiben?

Die starke Bevölkerung der Fellenbergischen Colonie, die in drey bis vier Haushaltungen vertheilt, aus hundert und funfzig Personen besteht, erfodert einen ungemeinen Aufwand an Milch, Rahm und Butter. Sie benöthiget also einen sehr starken Viehstand; und 60 Stücke, worunter sich einige funfzig Kühe, ein paar Bullen und Fersen befinden, sind für jene Menschenzahl nicht zu viel.

Da Hr. F. sich überzeugt hat, daß aus der Zuzucht kein Vortheil für ihn entspringe, und er das Vieh zur Hälfte des Preises kaufen kann, welchen ihn das Aufziehen kosten würde; da er überdem in einer Gegend lebt, wo er zu jeder Zeit ausgesuchte Kühe für Geld haben kann, so verlegt er sich itzt wenig mehr auf Zuzucht; nur macht dann und wann ein schönes Kalb davon eine Ausnahme. Er treibt auch manchmal einige Mastung: dann nämlich, wann das Futter zu geringen Preisen

steht,

steht, und er Ochsen wohlfeil ankaufen kann. Übrigens hat er alle Jahre mehrere Kühe auszumerzen, die bey ihm bald fett genug werden, indem sie schon vor der Mast vollkommen bey Fleische und beynahe schlachtbar sind. Im Sommer wird die Mastung mit Klee und Gras, im Winter mit Heu, Grummet, Rüben, gekochten Kartoffeln, gemahlnem Fruchtabfall, Ölkuchen und etwas Salz betrieben. Futter und Getränke werden kalt gereicht. Nach dem Berichte an die hohe Tagssatzung über die Wirthschaft von Hofwyl, sollen die Rapskuchen dem Fette einen widrigen Geschmack geben. Ich gestehe, daß ich solches noch nie gehört habe. Auch die Kartoffelmastung soll, nach Hrn. F., den Schlächtern nicht die angenehmste seyn.

Da die Küherey das Hauptwesen des Viehhaltens in Hofwyl ausmacht, so wollen wir uns auch ausschlüßlich damit beschäftigen. Das hiesige Hornvieh ist theils von einer Hrn. F. eigenen Raçe, größtentheils aber, als angekauft, von verschiedenen andern Schweitzer-Raçen. Der ganze Viehstand ist in drey Abtheilungen vertheilt, welche jede ihren Küher hat. Außer diesem ist noch ein Senne, der sich ausschlüßlich mit der Molkerey beschäftiget. Jede Abtheilung besetzt einen doppelten Stall, oder, wenn man es so nennen will, zwey Ställe, die durch einen sehr geraümigen Futtergang getrennt sind. In diesen Gang wird am Morgen das Futter für den ganzen Tag hingebracht. Auch am Sonntage

wird das Futter gemähet und eingefahren. Das Mähen und Heimbringen ist nicht die Arbeit der Küher, sondern geschieht durch andre Arbeiter. Man mähet den Klee am liebsten im Thaue, und es ist irrig, daß Einige glauben, daß solches den Kühen schade. Nur bey sehr nassem Wetter sah ich kein grünes Futter einholen und mit dürrem futtern; alsdann aber nahm das Vieh auch sogleich an Milch ab.

In den Wänden des Futterganges befinden sich, nach der Höhe zu, lange, durch Läden verschließbare Öffnungen, durch welche das Futter in die Raufen gesteckt wird. Die Sprossen der Raufen stehen, den Gehalt ihrer Dicke mit einbegriffen, in einer Entfernung von 9 Centimeter. Dabey haben sie in der Mitte ihrer Länge noch einen Durchzug, durch welchen gehindert wird, daß das Vieh nicht zu viel Futter auf einmal ausziehe, also nicht zu schnell fresse und auch nichts verschleudern könne. F. hält viel auf ein langsames Fressen, als die Verdauung befördernd. Man füttert zweymal im Tage, wirft aber das Fressen in mehreren Portionen vor. Die erste Fütterung fängt des Morgens um vier Uhr an, und dauert bis gegen acht. Nachmittags dauert die Fütterung von drey bis sechs. Man läßt die Kühe, wenn sie grün fressen, einmal, und bey dürrem Futter zweymal auf den unmittelbar vor dem Stalle gelegenen Hof, wo sie an einem Troge trinken. Das Wasser ist frisch und immer fließend. Hr. F. läßt seinen Kühen alle Tage Salz geben,

und hält nicht viel auf diejenigen, welche keines wollen. Auch erkundiget er sich immer bey dem Ankauf einer Kuh, ob sie Salz lecke. Es wird in die Krippen eingestreut, obgleich die Küher es dem Viehe lieber ins Maul stecken, um es an sich zu ziehen. Ein Stück verzehrt jährlich 14 — 15 Pfd. Hr. F. hält nichts auf die warme Fütterung bey dem Zucht- und Milchviehe, es wird daher bey ihm das ganze Jahr über kalt und roh gefüttert und getränkt. Bey Kartoffeln füttert er kein Heu, sondern Stroh, und zwar ungeschnittenes, welches er des Wiederkaüens wegen für zuträglicher hält. Die gewöhnliche Nahrung der Kühe im Winter ist Heu mit Grummet gemischt.

Hr. F. schlägt den täglichen Futterbedarf einer Kuh zu 30 Pfd. Heu, oder das Equivalent davon in andern gleich nahrhaften Dingen an. Dieses scheint sehr viel, wenn man es mit dem Nahrungsbedarf des Viehs in Deutschland vergleicht. Es beweist, daß die großen Schweitzer-Kühe auch große Fresser sind. Übrigens stimmt diese Angabe ziemlich genau mit der des Hrn. Tschiffeli überein. Dieser rechnet auf eine mittelmäßige Melkkuh im Winter 25 Pfund Kleeheu, und im Sommer 150 Pfund grünen Klee, das Pfund zu 17 Unzen. Da nun der Klee, wenn er nicht allzustark ist, 40 pr. % beym Trocknen verliehrt, so folgt, daß sie im Sommer das Equivalent von 30 Pfund Heu verzehre. Dieses plus gegen die Wintertage ist ohne Zweifel den län-

längern Tagen, vielleicht auch dem stärkeren Milchertrage im Sommer zuzuschreiben.

Man läßt die Kälber nicht an der Mutter, sondern aus dem Eimer durch eine kleine hölzerne Röhre saugen. Man tränkt sie zweymal des Tages, so wie die Milch von der Kuh kömmt. Bey Kälbern, die groß gezogen werden, wird das Tränken mit Milch 10 — 12 Wochen fortgesetzt.

Die Kühe werden alle Tage, wie Pferde, gestriegelt. Hr. F. schreibt dieser Verrichtung einen großen Werth für die Gesundheit des Viehes zu. Außerdem beschäftiget es die Küher, damit sie nicht zu viele müßige Stunden haben, welches in moralischer Hinsicht nicht viel taugt. Die Haare gehören den Kühern, daher sie selbe von Zeit zu Zeit an der Fahne der Schweife abschneiden. Die Kühe sind mit einer Kette um den Hals an die Krippen angeschlossen. Jedes Stück hat einen Spielraum von eilf Dezimeter.

Die Ställe haben an ihrem obern und untern Ende eine Thür und ein kleines Fenster. Auch sind einige Dunströhren darin angebracht, indem die Ställe nicht über 22 Dezimeter hoch und oben übergebödmet sind. Sie haben also wenig Licht und Luft. Es hält schwer, die Schweitzer Küher an helle und luftige Ställe zu gewöhnen. Sie schließen vielmehr im Winter alles sorgfältig zu, sogar die schmalen Öffnungen zum Futtereinstecken in die Raufen, die deshalb mit Läden versehen sind. Der Gebrauch

kömmt

kömmt in der Schweitz wohl daher, weil das Winterfutter daselbst theuer ist, und die Kühe in verdumpften Ställen weniger, als in luftigen und hellen fressen.

Die Kühe werden zweymal im Tage gemolken. Das Melken wird wenige Wochen vor dem Kalben unterbrochen. Der Küher trägt bey dieser Verrichtung den einstützigen Stuhl, mit einem Riemen um den Leib vor dem Hintern fest geschnallt. Das Melken geschieht mit der ganzen Hand. Die Milch fließt in einen plattgedrückten hölzernen Küben, der 24 Centimeter in seiner Höhe, 46 in der Länge seiner Öffnung, und nur 13 in ihrer Breite mißt. Eine Daube mit Löchern zum Angriffe reicht über die Höhe der übrigen hervor.

Aus dem Melkküben wird die Milch in den Tragküben gegossen. Dieser bildet ebenfalls seiner Breite nach ein plattgedrücktes Oval. Er enthält 20 bis 25 Maas Milch. Er hat 70 Centimeter in der Höhe, 53 in der Länge seiner Öffnung und 18 in ihrer Breite, welches ihn zum Tragen auf dem Rücken geschickt macht. Zu dem Ende ist er mit zwey angehakten Tragriemen versehen, durch welche der Träger Arme und Schultern steckt. Ist der Küher damit in dem Milchkeller angelangt, so setzt er den Küben auf einer Bank ab, und der Senne übernimmt ihn auf die Art, wie wir sogleich hören werden. Es nahet sich also hier kein Küher, der

aus dem Schmutze des Stalles kömmt, den reinlichen Milchgefäßen des Kellers. Eine wünschenswerthe, überall zu empfehlende Einrichtung!

XV.

Molkenwesen.

Der Milchkeller zu Hofwyl ist sehr schön, hochgewölbt, geraümig und ganz mit platten Steinen belegt, damit kein Wasser darauf stehen bleibe. Ein Theil davon hat die Vertiefung von einer Staffel. Darin steht eine Röhre, vermittelst welcher kaltes oder warmes Wasser eingelassen werden kann. Die Vertiefung kann daher mit Wasser gefüllt, und die Milchbecken hineingesetzt werden, um sie in dem gebührenden Temperaturzustande zur Scheidung des Rahms zu erhalten. Es scheint aber nicht, daß oft Gebrauch davon gemacht würde. Wahrscheinlich ist der Milchkeller so gut, daß es keines fernern Hülfsmittels bedarf. Der Milchkeller wird durchaus zu nichts anderm als dem Aufbehalten der Milch gebraucht; auch findet man daselbst außer den Milchbecken und einigen Bänken kein anderes Geräthe.

Alles Milchgeräthe der Schweitzer ist mit einer besondern Genauigkeit und Zierlichkeit verfertiget. Alles ist von blankem weißen Tannenholze, und auch mit Holz und nicht mit Metall gebunden. Selbst das Milchmaß zum Abmessen der Milch

oder

oder des Rahms, die verkauft und verbraucht werden, ist von Holz, und besteht aus einem zierlichgedrehten, unten runden, Becher, der auf der Milch schwimmt. Die Handhabe ist nicht auf der Seite angebracht; sie besteht aus einem hölzernen Griffe, der aus der Mitte des Bechers hervorragt. Die schon beschriebenen Tragkübeln sind von innen gradirt, wodurch man wissen kann, wie viele Maß Milch jedesmal in den Keller kommen, oder herausgehen, welches genau aufgezeichnet wird. Die Geräthschaften verdienten wirklich eine genaue Abbildung; ich muß mich aber blos mit wenigen Worten auf ihre Beschreibung einschränken.

Die Milchbecken sind flache Kufen oder zusammengesetzte Bottiche. Sie haben 60 Centimeter p. m. im Durchmesser, und 9 — 10 in ihrer innern Höhe. Um die Milch durchzuseihen, hat man ein hölzernes trichterförmiges Gefäße. Es ist 40 Centimeter hoch, und hat ihrer eben so viele in dem Durchmesser seiner obern Öffnung, und nur vier in dem seiner untern Mündung. In diese wird ein loser Ballen eingesteckt, durch welchen die Milch durchseihet. Dieser Ballen wird aus den Fäden der innern Rinde der wilden oder Wald-Rebe (Clematis) zusammengewunden. Man kauft diese zugerichtete Fäden strangweis in den Städten. Die Sennen wissen selbe aber auch selbst zu verfertigen. Wann nämlich die äußere Rinde von der Rebe abgenommen ist, wird diese gekocht. Dadurch löst

sich die zweyte Rinde, wie grob abgezogener Hanf, von dem Holze. Es versteht sich, daß der davon leicht zusammengewickelte Ballen jedesmal nach dem Durchseihen wieder aufgewunden, ausgewaschen, und zum Trocknen aufgehangen werde. Ich finde diese Verrichtung reinlicher als die mit den gewöhnlichen Seihtüchern.

Um sich des Trichters zu bedienen, hat man ein aus drey schmalen Stücken zusammengesetztes Holz, das über die Milchbecken hergelegt wird. In der Mitte dieses Schragens findet sich eine runde Öffnung, in welche die Mündung des Seihtrichters eingesteckt wird. Damit aber dieser festsitzen möge, sind drey kleine Stäbe in den Schragen eingelassen, welche den Trichter anhalten. Außer der Durchseihung erleichtert dieser Trichter auch die Eingießung der Milch in die flachen Becken. Der Senne nämlich nimmt den Tragkübel, den, wie wir schon gehört, der Küher in dem Keller abgesetzt hat, nun auch auf den Rücken, und gießt, indem er sich etwas vorwärts und zur Seite neigt, die Milch von da herab durch den Trichter in das Becken. Dieses steht während dem Eingießen auf einer Bank, und wird, wenn es gefüllt ist, auf die Erde gesetzt.

Die Milch bleibt im Sommer nur 24 Stunden in den Becken stehen, alsdann wird sie abgerahmt, der Rahm sogleich zu Butter und die magere Milch zu Käse verarbeitet. Das Abrahmen geschieht mit der Milchkelle, d. i. einem flachen ovalen hölzernen

Schöp-

Schöpfer, dessen vordere lange Seite flach zulaüft, die hintere sich aber erhöht. Die Kelle hat durchaus die Gestalt einer Getreidwanne, nur daß sie bey weitem kleiner, aus einem einzigen Stücke Holz geschnitzt ist, und an der hintern höhern Seite einen Stiel zur Handhabe hat. Der Rahm läßt sich damit leicht und sehr rein von der Milch in den flachen Becken abnehmen. Die Kelle ist so geschnitzt, daß sie, ohne zu versinken, über der Flüssigkeit schwimmt.

Rahm und magere Milch werden nunmehr aus dem Milchkeller nach der Molkenküche getragen, wo das Butterfaß auf jenen, der Kessel auf diese wartet. Das Buttern und Käsen hat in Hofwyl des vielen Viehes wegen alle Tage, selbst an den Sonntagen, Statt. Durch das Aussetzen dieser Arbeit könnte im Sommer beträchtlicher Nachtheil entstehen.

Das Butterfaß besteht aus einem platten Zilinder, oder vielmehr einer dicken Scheibe, die 90 Centimeter im Durchmesser, und 20 in ihrer innern Weite hat. Es hat in der Peripherie eine runde, verschließbare Öffnung von 15 Centimeter im Durchschnitte, und einige runde Löcher, die mit dem Einstecken eines Zapfens, von der Dicke eines gewöhnlichen Korkes geschlossen werden. Die Scheibe sitzt auf einer viereckten hölzernen Axe fest. Die Axe hat der Länge nach ein 14 Centimeter weites Auge oder Spalte, wodurch ein 14 Centimeter breites, durchlöchertes bewegliches Brett geschoben wird,

um

um durch das Anschlagen des Rahms das Buttern zu bewirken. Das Butterfaß ruht über einem spitz zulaufenden Schragen, und wird vermittelst eines Kürbels in Bewegung gesetzt. Die Vorrichtung, daß das Butterbrett herausgezogen werden kann, befördert das Mittel der Reinigung. Das Faß darf nur bis nahe zu seiner Mitte angefüllt werden, und kann dann 35 Pfund Butter geben. Das Buttern laüft im Sommer eine halbe, auch drey Viertel Stunde an. Im Winter wird etwas warmes Wasser zugegossen. Ist die Butter beendiget, so wird die Buttermilch durch eines der Zapfenlöcher ausgelassen; darauf wird das Brett ausgezogen, die Butter aus dem Fasse genommen, und sogleich mit erneuertem frischen Wasser ausgewaschen; aber beynahe gar nicht geknetet.

Das Butterfaß sowohl als alle übrigen Gefäße, die zum Milchwesen dienen, werden sowohl von aussen als innen stets rein gehalten. Man bedient sich dazu der Schotten, d. i. der Flüssigkeit, die dem frischen weichen Käse unter der Presse hervorlaüft, oder sich im Kessel befindet. Man reibt die Gefäße zuerst mit kalten Schotten und Schachtheu, und dann mit kochenden Schotten und Schachtheu, sowohl von aussen als von innen. Der kupferne Kessel, in welchem die Molken zum Käse bereitet werden, wird mit einem Netze oder Geflechte von starkem Eisendrath von innen blank gescheuert. Mit einem Worte: die Reinlichkeit läßt hier nichts zu wün-

wünschen übrig, als daß sie überall Nachfolger finden möge.

Der Milchertrag einer Kuh von hiesiger Sennerey ist nicht mit völliger Sicherheit zu bestimmen, indem frisch- und spätmelkende, alte und junge Kühe dabey vorkommen; doch wird er sich im Durchschnitte aus folgenden Angaben ziemlich wahrscheinlich ausmitteln lassen. Ich beobachte, daß die Milch, welche die Kälber genossen, nicht darin einbegriffen ist.

Man hielt Kühe *)	Stücke.	und erhielt Milch Maaß.
1810—1811 .	$44\frac{3}{4}$ . . .	47544
1811—1812 .	$37\frac{1}{2}$ . . .	37677
1812—1813 .	27 . . .	26566
1813—1814 .	20 . . .	17418
Im Durchschnitte	$32\frac{5}{16}$ . . .	$32301\frac{4}{16}$

Es thäte also der jährliche Milchertrag jeder einzelnen Kuh 1000 Maaß. Diese geben uns $156\frac{1}{4}$ Pfund Butter à 6,4 Maaß p. Pfund. Der Gelderstrag könnte demnach folgender Weise ausfallen:

	Fr.	B.
$156\frac{1}{4}$ Pfund Butter à 6 Batzen =	93	$7\frac{1}{2}$
die abgerahmte Milch zu $2\frac{1}{4}$ Kreutzer p. Maaß angenommen . . .	47	5
das Kalb	32	
Gänzlicher Ertrag	173	$2\frac{1}{2}$

Da-

*) Die güsten Kühe nicht einbegriffen.

Dagegen erfodert eine solche Kuh jährlich 103½ Ctr. Heu, oder dem Heu an Nahrhaftigkeit gleichkommendes Futter; zu dem Preise, wie auf dem Stalle verfuttert, würde solches Heu in hiesiger Gegend kosten Fr. 165 B. 6. Wartung, Wohnung und Zinsen von dem Capital nicht mit einbegriffen, noch daß unter mehreren Kühen eine oder ein Paar seyn können, die nicht empfangen, und daher weniger Milch geben, deren Deficit also nothwendig auf die übrigen vertheilt werden muß. Es könnte also wahr bleiben, daß die schönen Schweitzer-Kühe wohl mehr Milch und schönere Kälber; aber eben so wenig reinen Vortheil als andere gewähren.

XVI.

Das Käsen.

Da die Stärke der Fellenbergischen Colonie einen großen Aufwand an frischer Milch, Rahm und Butter erfodert, so werden zu Hofwyl keine andere als magere Käse mehr gemacht. Ihre Anfertigung ist von der der fetten nicht wesentlich verschieden, und da diese schon in mehreren Büchern beschrieben worden ist, so müßte ich mich vielleicht hier einer neuen Beschreibung enthalten. Allein, da nicht jeder, der diese Schrift zu Gesicht bekömmt, jene ältere Beschreibungen kennt, und ich dem Käsen mehrmals zu Hofwyl beygewohnt habe, so könnte

es manchem Leser nicht unangenehm seyn, auch von mir zu erfahren, wie es dabey zugeht.

Nachdem die abgerahmte Milch in einem großen kupfernen Kessel bis zu dem Grade erwärmt war, in welchem sie von der Kuh kömmt, schöpfte der Senne ein klein wenig Milch mit der Kelle und goß einige Tropfen Lab hinein, um aus dem schnellen oder langsamen Gerinnen der Milch auf die Quantität des Labs zu schließen, die er auf die ganze Masse nehmen muß. Je weniger Lab man zu nehmen braucht, je besser wird der Käse. Wird zuviel Lab beygegossen, oder saüert die Milch auch nur im geringsten, so erhält der Käse einen widrigen Geschmack, bekömmt Risse, und hält sich nicht. *) Besser also, man nimmt im Anfange zu wenig als zu viel Lab, indem noch immer etwas nachgegossen werden kann. Eine halbe Schale voll kann auf hundert Maaß Milch zureichen; es können aber auch zwey Schalen dazu erfordert werden.

Das Lab oder das Gerinnenerzeugende Mittel verfertigte der Senne folgendermaßen: Er schnitt einen Kälbermagen, der aufgeblasen und im Rauchfange getrocknet worden war, in 2 Theile; nahm die Hälfte davon, that 3 — 4 Messerspitzen Salz hinein, schlug sie zusammen, that sie in einen großen Thee-

*) Dasselbe geschieht auch, wenn die Milch etwas saüerlich geworden ist. Je süßer und frischer die Milch, desto besser der Käse.

Theetopf, und goß heiße Schotten darauf. Nach 24 Stunden konnte er sich schon der Flüssigkeit bedienen. Das Angesetzte reichte für vier Tage zu. Er gießt daher jedesmal, wenn er davon verbraucht hat, wieder etwas Schotten zu. Die ersten Tage ist das Lab wirksamer als die letzten. Diese Weise, das Lab zu bereiten, soll die beste seyn.

Nachdem der Senne etwas Lab in den Kessel gegeben hatte, rührte er die Milch mit der Kelle ein wenig um, deckte den Kessel zu, und ließ alles in Ruhe, bis dahin die Milch sich verdickt hatte, worauf eine viertel auch manchmal eine halbe Stunde anlaüft. Stellte sich das Gerinnen nicht zu gehöriger Zeit ein, so nahm er eine glühende Holzkohle, blies die Asche davon weg, und ließ sie in der Milch erlöschen. Findet sich bey dem Herausziehen, daß die Milch gänzlich von der Kohle ablaüft, so zeigt es, daß das Gerinnen noch ferne sey, und man mit etwas Lab nachhelfen müsse; setzt sich aber eine weiße Verdickung an, so geht das Gerinnen gewiß vor sich.

Nachdem die Milch zusammen geronnen war, schöpfte der Senne die Haut, die sich darüber gebildet hatte, ganz dünne mit der Kelle ab, und legte sie um. Andere wollen, daß es besser sey, diese Haut, welche das überflüssige Lab enthalten und dem Käse einen übeln Geschmack geben soll, wegzubringen. Darauf stach der Senne mit einem

plat-

platten, breiten hölzernen Messer oder Schwerdte durch die Masse bis auf den Boden, und fuhr schneidend in einem Kreise darin herum. Er blieb dabey in der Entfernung von etwa einem halben Fuß von den Wänden des Kessels. Diesen ausgeschnittenen Kreis zog er mit der Kelle auf der Oberfläche sanft, und immer in derselben Richtung an, wodurch sich die Masse des Kreises so umkehrte, daß das, was zu unterst auf dem Boden geruhet hatte, nun oben hin kam. Diese ganze Verrichtung hatte keinen andern Zweck, als ein wenig Unreinigkeit, die sich gewöhnlich unten auf den Boden setzt, in die Höhe zu bringen. Ich habe auch gesehen, daß der Senne es unterließ.

Die Masse ward nun mit gedachtem hölzernen Schneidzeuge sorgfältig in die Kreuz und Quer zerschnitten, und alles untereinander gerührt. Darauf griff der Senne zu einem ästigen Rührstock. Es war der obere Theil einer kleinen Tanne, den man geschält, und dessen Äste man einige Zoll von dem Stock abgeschnitten hatte. Mit diesem ästigen Stocke wurde alles noch kleiner verrührt, der Kessel wieder übers Feuer gebracht, und mit dem Rühren angehalten, bis die Masse so warm wurde, daß es der obere Theil des Armes noch vertragen konnte. Das Möglichstverkleinern der Stücke ist, besonders bey dem fetten Käse, eine Hauptbedingniß.

Jetzt wurde der Kessel vom Feuer gezogen *). Der Senne fuhr mit der Kelle hinein, und schob damit die Käsemasse, die sich auf den Boden durch ihre Schwere gesenkt hatte, sehr langsam und bedächtlich nach seiner Seite zu. Er durfte die Flüssigkeit nicht in Bewegung bringen, weil die Käsetheile sonst zum Weichen gebracht werden. Nachdem alles zusammengezogen war, brachte ihm ein Gehülfe ein durchsichtiges Tuch, gleich einem grauen starken Flor. Es hatte etwa viertehalb Fuß in der Länge und in der Breite. Der Senne faßte es an einem Ende an und zog es, so langsam als möglich, über dem Boden des Kessels und unter dem Käse durch, worauf er diesen auf einmal hineinwälzte, und mit dem Gehülfen, der das andre Ende des Tuches anhielt, in die Höhe brachte. Der Käse hing nun wie in einem Netze, aus dem man den Uberfluß von Sirte **) in den Kessel abfließen ließ, ehe man ihn zur Presse brachte.

Die

*) Die Größe des Kessels macht es nöthig, daß er auf einem beweglichen Arme oder Kranich aufgehangen sey.

**) Die Schweitzer machen einen Unterschied zwischen Sirte und Schotten. Sirte ist die Flüssigkeit, aus welcher der Käse ausgezogen ist; Schotten hingegen diejenige Flüssigkeit, aus welcher nicht allein der Käse, sondern auch der Zieger — von welchem wir sogleich sprechen werden — abgeschieden sind.

Die Presse hat eine dicke Tischplatte zur Unterlage, in welcher einige Rinnen zum Abflusse der ausgepreßten Feuchtigkeit angebracht sind. Auf dem Tische ruht eine runde dicke hölzerne Scheibe, worauf der Käserahmen (die Form) gelegt wird. Diese Form besteht aus einem dünnen, 3 — 4 Zoll hohen, sich ins Runde krümmenden Rahmen von Tannenholz, gleich denen, die man an den gewöhnlichen Sieben findet. Seine Peripherie ist offen, und kann daher nach Belieben verengt oder erweitert werden, welches vermittelst einer kleinen Schnur und einem Stückchen Holz geschieht. Über diese Form, welche den Käse aufnimmt, kömmt wieder ein dicker runder Deckel, oder eine hölzerne Scheibe zu liegen. Auf diesen Deckel stellt man eine Art von Kegel, auf welchen die eigentliche Presse drückt. Diese Presse besteht aus einem in der Höhe angebrachten Brette, auf welchem einige schwere Steine liegen.

Der Käse ward zusammt dem Tuche in die Form gebracht, und ebenmäßig darin vertheilt. Das Wenige, was noch im Kessel zurückgeblieben war, wurde mit der Kelle ausgeschöpft und zu dem Übrigen gefügt. Nun wurden die Zipfel des Tuches von oben darüber hergeschlagen, der beschriebene Deckel aufgelegt, der Kegel darauf gesetzt und die Presse mit etwas Vorbedacht darauf niedergelassen. Die Masse muß im Anfange einen Zoll über den Rand der Form hervorragen, ohne welche sie den

Druck

Druck der Presse nicht fühlen, keine Festigkeit annehmen und nicht alle Schotten von sich geben würde. Das völlige Ausdrücken aller Flüssigkeit ist aber die Hauptbedingung bey dem Käsen. Eine halbe Stunde nachher wird der Käse umgekehrt, das Tuch weggenommen und der Rahmen so stark als möglich zusammen gezogen. Wie bey unsern Schönen der Schuh kleiner als der Fuß: so muß bey dem Käse die Form immer enger seyn als er selbst ist. Durch diese Zusammenziehung der Peripherie erhebt sich nemlich der noch weiche Käse nach der Höhe, und kann dann wieder durch die Presse zusammen gedrängt werden. Je öfter man das in den ersten sechs Stunden erneuert, je besser wird der Käse; indem dadurch alle Sirte ausfließet.

Die Anfertigung fetter Käse ist nicht viel von der der magern unterschieden. Man hat bekanntlich dreyerley Gattungen von Schweitzerkäsen: fette, halbfette und magere. Zu den fetten Käsen wird die Milch so genommen, wie sie von der Kuh kömmt. Zu den halbfetten nimmt man zur Hälfte die entrahmte Milch des Vorabends, und zur Hälfte die frische Milch des Morgens, wie sie gemolken wird. Die mageren Käse werden, wie wir schon erwähnt haben, blos aus abgerahmter Milch gemacht.

Nachdem die Käse 18 — 24 Stunden unter der Presse gelegen, werden sie nach dem Magazine gebracht, aus der Form gezogen und mit feingestoßenem Salze bestreut. Das Salz schmilzt gar bald, und

und wird dann mit einem in Salzwasser getauchten Lappen gleichmäßig über die Oberfläche vertheilt. Am folgenden Tage wird der Käse umgekehrt und auf der zweyten Seite so behandelt, wie am vorhergehenden Tage mit der ersten geschehen ist. Dabey darf der Rand nicht vergessen werden. Diese Verrichtung wird im Sommer 2, im Winter 3 Monate hinter einander wiederholt; das heißt: die Seite, welche heute mit etwas Salz überstreut worden ist, wird morgen mit dem Lappen abgewaschen, dann wird der Käse umgekehrt, und allda gesalzen, um am folgenden Tage seiner Seits abgewaschen zu werden, u. s. f. Der Rand aber wird alle Tage mit dem gedachten Salzwasserlappen abgewaschen. Nach jener Zeit ist es genug, wenn die Käse zweymal in der Woche, einmal auf der einen Seite, und das zweytemal auf der andern Seite so behandelt werden. Solches wird fortgesetzt, selbst wenn die Käse schon ein Jahr haben. Man sieht diese Verrichtung als eine der wesentlichsten in einer Sennerey an.

Die magern Käse können vor einem Jahre nicht wohl gegessen werden. Mit zwey Jahren sind sie noch besser. Es versteht sich, daß diese Käse um so schlechter sind, als die Milch kärglicher abgerahmt worden ist, und so besser, als mehr fette Theile darin geblieben sind. Es wird alltäglich nur ein Käse gemacht. Man richtet sich mit der Auswahl der Form nach dem Verhältniß der Milchmasse.

Die magern Käse kommen nicht in den Handel fürs Ausland; sie werden im Inlande von dem Landvolke verzehrt. Hr. F. verkauft die seinigen, und ersetzt sie in seiner Haushaltung durch fette oder halbfette Käse. Ich versuchte von seinen magern Käsen, fand sie gut, und ziehe sie den stinkenden und durch das Gewürme Abscheu erregenden Bauernkäsen anderer Gegenden tausendmal vor. Es versteht sich, daß derjenige, dem es um etwas bessern Käse zu thun ist, die Milch in demselben Verhältnisse nicht so stark abrahmen darf.

Nachdem der Käsestoff, wie oben gesagt worden, aus der Milchflüssigkeit genommen war, so glaubte ich, daß das Übrige nun blos den Schweinen gelten würde; allein ich irrte. Man zieht in der Schweitz noch eine feste Substanz heraus, die man Zieger nennt. Zu dem Ende hat man einen Milchessig vorräthig, welcher aus nichts als durch die Wärme sauergewordenen Schotten besteht. Weil die Saüerung derselben aber etwas lange anlaüft, so kann man sich den Essig schneller auf folgende Weise bereiten: Man füllt ein hölzernes Geschirr zur Hälfte mit Sirte, läßt es einen Tag stehen, gießt ein halbes Maaß Milch dazu, oder thut ein Stück Brodt hinein, und schüttet nachwärts in zweymalen noch heiße Sirte (Käsemilch) dazu, bis das Gefäße voll wird, und läßt es stehen, bis die Masse sauer geworden ist. Nun zieht man die Flüssigkeit behutsam ab, um sie klar zu haben,

und

und bewahrt sie an einem warmen Orte auf. Um den Zieger selbst anzufertigen, wird die Sirte über das Feuer gebracht, und so lange umgerührt, bis sie kocht. Man zieht sie vom Feuer, nimmt den Schaum ab, der sich darauf ansetzt, und gießt kaltes Wasser hinzu; 6 — 8 Maaß zu dem Verhältnisse von 60 — 80 Maaß jener kochenden Sirte. Man kann auch mehr Wasser nehmen, welches den Zieger verbessert. Nimmt man statt des Wassers Buttermilch, so entsteht dadurch mehr Zieger. Nun fügt man 2 — 3 Maaß von dem Milchessig hinzu, oder noch mehr, je nachdem er sauer ist, und rührt alles wohl untereinander. Dieses muß über einem starken Feuer geschehen, damit die ganze Masse wieder schnell ins Sieden komme. Nun kömmt der Zieger unter der Form eines weichen, angenehm riechenden, körnigen, dünnen Teiges zur Höhe, der abgenommen wird und zur Speisung des Gesindes dient. Die Flüssigkeit, die nun noch übrig bleibt, hat den Namen Schotten, aus welchen in einigen Gegenden der Schweitz noch eine feste Substanz, unter dem Namen Schottenextrakt, oder Milchzucker, bereitet wird. Ich kann die Beschreibung seiner Anfertigung nicht mittheilen, da ich diese nicht angesehen habe. Die Schotten dienen sonst zur Nahrung der Schweine. Wo kein Zieger zur Haushaltung verbraucht wird, läßt man doch die Sirte zum Zieger aufkochen, weil man sie so den Schweinen für weit zuträglicher hält, welches leicht zu erklären ist.

Bayerische Staatsbibliothek München

XVII.

Dünger.

Die Zubereitung und, ich kann wohl sagen, die Fabrication dieser köstlichen Substanz scheint mir in keinem Lande, das ich kenne *), oder von dem ich etwas gelesen habe, so wohl verstanden und betrieben zu seyn, als in einem Theile der Schweitz, namentlich in dem Canton Zürich. Ich halte es selbst für unmöglich, dieselbe im Wesentlichen höher zu treiben. Auch hat Hr. Fellenberg dieselbe, mit Ausnahme einer Verbesserung bey Anlegung der Miststätten, beybehalten. Zur vollständigen Kenntniß dieser Behandlungsweise ist die vorläufige Beschreibung der Einrichtung der Ställe, Jauchenbehälter und Miststätten nöthig.

Der Fußstand des Viehes senkt sich, wiewohl nur wenig, nach der der Krippe entgegengesetzten Seite hin. Ein starker Hang würde dem Vieh be-

*) Ich nehme den Theil der Belgischen Niederlande davon aus, wo die Ställe so eingerichtet sind, daß der Dung darinn, wie in einem Magazine, von einer Jahrszeit zur andern liegen bleiben kann. „Wieviel, sagt der erfahrne Tschiffeli, die Wärme und Ausdünstung des Viehes zur Verbesserung des Mistes beytrage, wissen alle diejenigen, die sich jemals aufmerksam mit der Landwirthschaft abgegeben haben." [Man sehe hierüber den 2ten Band der Einleitung zur Kenntniß der Belgischen Landwirthschaft.]

beschwerlich und nachtheilig seyn. Der Stand ist wohl bepflastert, und stößt der Länge nach auf eine starke Rinne oder Kennel an, welchen wir nach den Schweitzern Kuhgraben nennen wollen. Dieser Graben, der den Urin des Viehes aufnimmt, hat 10 — 12 Zoll in der Breite und 8 — 9 Zoll in der Tiefe. Damit er mehr enthalte, läßt man die Wände senkrecht auf den Boden anlaufen. Der Graben hat gar keinen, oder nur aüßerst wenig, Fall nöthig, zumal wenn er auf beiden Seiten eine Mündung oder Ausfluß hat. Die Mündung ist durch die Mauer durchgeführt, und ergießt sich in einen in der Erde angebrachten Behälter. Vermittelst eines Pflockes kann die Mündung geschlossen, und die Jauche (Pful in der Pfalz, Gülle in der Schweitz) darin zurückgehalten werden. Ist der Stall lang, wie da, wo zehn bis zwölf Kühe in einer Reihe beysammenstehen, so ist es vortheilhaft, und beynahe nothwendig, auf jeder Seite des Stalles einen Behälter anzubringen.

Die Größe der Behälter läßt sich nicht bestimmen, und richtet sich nach der Menge des Viehes, dessen flüssige Auswürfe sie fassen sollen; aber tiefer als 5 Fuß dürfen sie nicht seyn. Die kleinen Behälter sind besser als die großen, indem die Jauche darin eher zu dem gehörigen Grade der Gährung kömmt. Man kann die Behälter von Sandsteinen und Mauerwerk, oder auch von zweyzölligen Bohlen aufführen. Da die Bohlen nicht senkrecht

aufgestellt, sondern waagrecht gelegt werden, so ist bey ihrer Zusammenfügung zu beobachten, daß der Kamm, der in die Nuthe eingreifen soll, sich unten, und die Nuthe sich oben befinde. Diese Vorsorge trägt zur Dauer vieles bey. Wollte man die Sache umkehren, so würde, da sich immer einige Flüssigkeit in die Nuthe zieht, dieselbe immer darin stehen bleiben, und die Nuthe verfaulen. Das Eichenholz schickt sich am besten zu den Behältern; man kann sie aber auch aus Tannenholz machen, dann muß man ihnen aber in der Höhe einen eichenen Rand oder Rahmen geben. Hr. F. zieht die hölzernen Behälter denen von Mauerwerk vor, indem sie wärmer sind, die Gährung also darin schneller vor sich geht. Von welchem Stoffe man aber die Behälter mache, so müssen sie von außen rund um mit zähem, am besten blauem, Lehm bekleidet werden. Man nimmt ihn in halbfeuchtem Zustande, und stampft ihn so fest als möglich von allen Seiten an, welches sowohl den Wänden des Behälters Festigkeit giebt, als verhindert, daß die Jauche sich nicht in den Boden verliehre.

Da die Behälter weder dem Regen noch dem Froste ausgesetzt seyn dürfen, so müssen sie nothwendig unter einem Obdach angelegt, und mit wohlverwahrten Deckeln geschlossen werden. Im Winter sucht man sie mit Sand, Laub, Stroh u. dergl. gegen den Frost zu sichern. Die Fellenbergischen Behälter sind alle unter dem Dachvorsprunge und

äusseren Galerien angebracht. Da, wo man diese Bequemlichkeit nicht hat, muß ein dachförmiger Deckel darüber angebracht werden. Man kann sie auch in den Ställen selbst anlegen, und es so einrichten, daß sie von aussen ausgeschöpft werden können. Zu dem Ende läßt man sie, wie bey den Futtertrögen der Schweine, ein wenig ausserhalb hervorreichen.

Da die Jauche nicht sogleich ausgeführet werden kann, noch darf, so muß man es nicht bey einem oder 2 Behältern bewenden lassen. Man muß ihrer bey jedem Stalle zwey, und ausser ihnen noch einen allgemeinen Sammler haben, aus Ursachen, die wir sogleich angeben werden. Ein solcher Sammler muß dann nothwendig unter einem Schuppen angebracht werden. Man wird bey der Anlegung dieser vervielfachten Behälter nichts verliehren.

Die Miststätte zu Hofwyl sind so angelegt, daß ohne Wille kein Wasser, als das, was gerade aus der Luft fällt, sie erreichen kann. Sie bestehen aus einer beckenförmigen, durchaus mit Steinen gepflasterten Vertiefung, in welche man wenigstens von einer Seite ohne Anstrengung mit dem Wagen ankann. An der tiefsten Stelle derselben ist ein 5 Fuß tiefer und weiter Jauchebrunnen, in welchen sich alle Flüssigkeit der Dungstätte ziehen kann. Wände und Boden daran sind wasserdicht und von platten Sandsteinen. In dem Brunnen steht eine höl-

hölzerne Pumpe, vermittelst welcher die Flüssigkeit in die Höhe gebracht werden kann. Hat man derselben auf dem Misthofe nicht nöthig, welches geschehen kann, wenn sich die Flüssigkeit durch langanhaltendes Regenwetter zu sehr anhaüft und über den Brunnen hervortritt: so kann sie durch einen unterirdischen Kennel ausgelassen werden, und ergiesst sich dann in einen noch tiefer liegenden Behälter, der zur Wässerung der Wiesen dient. Da der Mist rund um die Pumpe, also auch über dem Brunnen angelegt wird, so ist dieser mit durchlöcherten starken Bohlen bedeckt, und um der Flüssigkeit von allen Seiten den Zugang zu dem Brunnen zu erleichtern, legt man hölzerne Rinnen umgekehrt, und in verschiedenen Richtungen, auf das Pflaster, setzt sie mit dem Brunnen in Verbindung, und bringt den Mist darüber.

Ausser dieser Vorrichtung ist die Miststätte noch mit einer ausgemauerten flachen breiten Rinne umgeben, der man den Namen Schorrschale beylegt. Sie hat zwey Fuß in die Breite und 4 — 5 Zoll in ihrer stärksten Tiefe. Diese Schale, deren inneren Rand, nach Hr. Tschiffeli, der Misthaufe bedeckt, dienet, die in Regenzeiten daraus hervorfließende Flüssigkeit aufzufangen, damit sie sich nicht verliehre; welche dann bey trocknem Wetter von dem darüber liegenden Miste wieder eingesaugt wird. Hr. F. macht davon einen andern Gebrauch. Sie dient ihm, den Gassenkoth, das Unkraut der Felder,

den Abfall der Wirthschaft, kurz alles was fähig ist, in Dung umgeschaffen zu werden, aufzunehmen. Dieser in den Schorrschalen gesammelte Unrath wird jedesmal nach ausgeleerter Miststätte zu unterst auf den Boden gelegt, und der neue Mist aus den Ställen darüber hingebreitet.

Soviel von den Fabrikgebaüden; nun zu der Fabrication des Dungs selbsten!

Man unterscheidet in der Schweitz den flüssigen von dem festen Dung, und dieser Gebrauch scheint daselbst schon sehr alt. Der berühmte Mennonist David Möllinger, dessen ich in meiner Beschreibung der Pfälzischen Landwirthschaft mit so vielem Ruhme gedacht habe, brachte ihn aus der Schweitz (seinem Vaterlande) nach der Pfalz, und ward auch dadurch der Lehrer und Wohlthäter seiner Gegend. So hat itzt in der Pfalz auch der kleinste Bauer seinen Pfulbrunnen und sein Pfulfaß, und gewöhnlich werden daselbst eben so viele Äcker gepfult als gedüngt. Wahrscheinlich hatte zu Möllingers Zeit die Kunst, den Pful zu behandeln, in der Schweitz den Grad von Vollkommenheit noch nicht erreicht, den sie itzt hat. Auch scheint mir diese Behandlung in der Pfalz sehr unvollkommen, wenn ich sie mit der in dem Canton Zürich zusammenhalte, wie sich aus Folgendem ergeben wird.

„Wir sind, sagt der vortreffliche, um sein Vaterland und den Ackerbau so hochverdiente, Tschiffeli, diese Erfindung weder dem Zufalle, noch der

The-

Chemie, sondern der bloßen Erfahrung eines Zürcherischen Landmanns schuldig, und diese Erfindung ist, meiner Meinung nach, die wichtigste, die in der Landwirthschaft seit langer Zeit zum allgemeinen Besten gemacht worden ist. Noch nicht volle 50 Jahre sind verflossen *), daß dieser Mann dadurch den Grund zu seiner und seiner Gegend augenscheinlichen und noch täglich zunehmenden Wohlfahrt gelegt hat, und dennoch ist sein Name wirklich vergessen. Ein Schicksal, das ihm mit mehreren Gutthätern des menschlichen Geschlechtes gemein ist''; statt daß man ihm die Namen seiner Zerstöhrer so sorgfältig aufbewahrt hat. Ist denn der Mensch von Natur gemacht, blos des Bösen eingedenk zu seyn, das ihm widerfährt, und das Gute, das man ihm erweist, so leichtsinnig zu vergessen?

Die ganze Behandlung, nach Tschiffeli, beruhet auf dem Fundamente: daß Mist und Harn erst dann ihre vollkommene Wirkungskraft erlangen, wenn sie durch die Gährung zu einem gewissen Grad von Faulniß übergegangen sind. Denn durch diese allein können die Gegenstände aus dem Thier- und Pflanzenreiche zerstöhrt, mehr oder weniger in ihre ersten

*) Es war 1773, als Tschiffeli dieses schrieb. Man sehe seine Briefe über die Stallfütterung; — ein altes kleines, aber gewichtvolles Werkchen, das mehr Kraft enthält als mancher Plunder neuerer Schriften.

ersten Bestandtheile aufgelöst und fähig gemacht werden, vermittelst der Wärme und Feuchtigkeit, in die engen und zarten Gefäße der Pflanzen einzudringen und ihren freudigen Wuchs zu befördern.

Dieses gilt vorzüglich von dem Harne. So ein kostbares Düngungsmittel er ist, wenn er zu seiner Reife gekommen und mit Wasser versetzt worden ist, so nachtheilig wirkt er, wenn er frisch oder ohne Versetzung mit Wasser in Berührung mit Pflanzen und jungen Baümen gebracht wird. Dieses rührt unstreitig von den vielen ätzenden und laugenartigen Theilen her, die in seinem frischen Zustande ein Hauptstück seines Bestandes ausmachen. Der stechende Geruch allein reicht zu, uns bey den Pferden, Eseln und Schafen davon zu überzeugen. Dieser stechende Geruch, der nichts anders als ein Überfluß von flüchtigem Laugensalze ist, wird größtentheils durch die Gährung ausgetrieben; die vorhandenen freyen Saüren werden durch das fixe Kali gebunden, und lösen sich beiderseits in unschädliche Bestandtheile auf. Da aber selbst in diesem vergohrnen Zustande die Jauche noch immer zu ätzend bleibt, und daher nothwendig mit Wasser versetzt werden muß, so fragt sich: ob das zugemischte Wasser, wenn wir es mit dem Harne in Gährung, und dadurch zur Faülniß bringen, die Masse der düngenden Theile vermehre, oder nur blos als Beymischung und Verdünnung der allzukräftigen Masse diene?

Tschiffeli scheint der ersten Meynung zu seyn, und baut darauf die Vortrefflichkeit des Verfahrens, von dem wir sogleich sprechen werden. Er setzt voraus: 1) daß die Faulniß des Wassers, sonderlich des Fluß- und Quellwassers, nur langsam von statten gehe. 2) Daß diese Faulung sehr beschleuniget werden könne, wenn das Wasser vor und nach in gehöriger Menge einem solchen Körper beygemischt wird, der in weit höherem Grade einer faulenden Gährung fähig ist. Daraus folgert Tschiffeli: daß es in der Macht des Landwirths stehe, mit wenig Mühe und Kosten fast noch einmal so viel flüssigen Dung zu erzeugen, als er gewöhnlich von seinem Viehe hat. Ich sage: das Doppelte, in Hinsicht auf seine Wirkung; denn in Hinsicht auf die Menge kann es dreymal so viel betragen, wie wir sogleich sehen werden.

Ob die Vermehrung der Wirkung ganz so groß sey, als Tschiffeli es behauptet, daran läßt sich wohl zweifeln; gewiß bleibt aber, daß ein Zusatz von Wasser nicht allein zur Beförderung der Gährung nöthig sey, sondern daß dasselbe auch durch seine eigene Zersetzung, zwar keinen Kohlenstoff, doch aber sowohl brennbare als Lebensluft entwickle, welche beide zu dem Wachsthume der Pflanzen unentbehrlich sind. Durch Verbindung dieser aus der Zersetzung des Wassers hervorgehenden Substanzen mit dem Überflusse an Kohlenstoff, der sich in dem Auswurfe der Thiere befindet, tritt dann ohne

Zweifel eine verbesserte und zum Pflanzenwuchs tauglichere Mischung hervor; als wenn das Wasser der Jauche erst bey dem Verfahren nach dem Felde zugemischt worden wäre. In diesem letztern Falle bleiben beide Substanzen nur vermischt, in dem ersten aber geht durch die verbundene Gährung nicht eine bloße Mischung, sondern wahrscheinlich eine innigere Verbindung unter beiden vor. Dem sey endlich wie ihm wolle, so hat das Zürcherische Verfahren bey der Jauchebehandlung die Erfahrung für sich. Da es mit einer Vermehrung von Arbeit und Kosten verknüpft ist, so würde man es, als eine Neurung und Abweichung von dem alten Gange, schwerlich angenommen, oder doch gar bald wieder aufgegeben haben, wenn man nicht die augenscheinlichste Beweise von den bedeutenden Vortheilen hätte, die daraus hervorgehen.

Wir kommen nunmehr zur Entwickelung der Handgriffe, die jene Güllenbehandlung fordert. Nachdem die Mündung des Kuhgrabens mit Einsteckung des Pflockes genau geschlossen worden ist, welches man leicht mit Vorlegung von etwas Mist befördern kann: so wird der Graben zur Hälfte seiner Höhe mit Wasser angefüllt. Der Harn des Viehes fließt von selbst hinein. Was aber an Mist nicht in den Graben fällt, wird Morgens und Abends, sammt der ihn umgebenden Streue, mit der Mistgabel hinter dem Vieh weggenommen, und in dem Wasser des Grabens so lange hin und her ge-

geschleppt, bis der Auswurf sich von dem Stroh löset und mit dem Wasser vereiniget. Das Stroh wird aus dem Graben wieder herausgefischt, dem Vieh von hinten untergelegt, und mit dem trocknen Stroh, welches das Vieh unter seinen Vorderbeinen hatte, bedeckt. An die Stelle dieses letztern wird dann frisches Stroh gebracht. Diese Vorsorgen sind nöthig, damit das Vieh sich gern lagere, und dabey weich und trocken liege. Ist die Arbeit gehörig gemacht worden, so wird die Flüssigkeit in dem Graben nach 30 — 36 Stunden so dicht seyn, daß man die Mistgabel nicht ohne merklichen Widerstand darin hin und her bewegen kann. Nun wird der Graben bis auf zwey Zoll unter dem Rande mit Wasser gefüllt, und das ganze Verfahren am zweyten Tage wiederholt. Am dritten äußert sich dann der Anfang der Gährung, und es ist Zeit, den Graben zu öffnen, und den Dungbrey in den Behälter fließen zu lassen. Um solches bey dem ziemlich steifen Breye zu befördern und nichts zurück zu lassen, legt der Stallknecht einen Wisch in den dem Behälter entgegengesetzten Theil des Grabens, und schiebt ihn darin vermittelst der Forke nach der Mündung vorwärts.

In dem Behälter wird der eingelassene Quark mit dem darin schon vorhandenen wohl untereinander gerührt, und wieder zugedeckt. Vor und nach füllt sich der Behälter an, und alles geräth darin in Gährung. Ist der Behälter an einem Ende des

Stal-

Stalles voll: so läßt man auf ebendieselbe Weise die Flüssigkeit des Grabens in den entgegengesetzten Behälter laufen. Man schöpft zuletzt den in Gährung gebrachten Behälter aus, und trägt den Quark nach dem Sammler oder allgemeinen Behälter. Hier wird er mit einem gleichen Quantum oder noch mehr Wasser verdünnt, und die Masse 3 — 4 Wochen in Ruhe gelassen, wo dann der Dünger zum Gebrauche geeignet ist, und mit dem größten Erfolge angewendet wird. Bey kaltem Wetter, schlecht geschützten Behältern, oder gar großem Sammler laufen oft zwey Monate und noch mehr bis zur vollständigen Gährung hin. Ob die Gährung vollendet sey, erkennt man daran: wenn die Jauche beym Rühren nicht mehr schaümt. Es versteht sich übrigens, daß je mehr Wasser zu den Excrementen gegeben wird, je langsamer die Gährung in Vollendung geht.

Nie thut, nach Tschiffeli, dieser Dung weniger Wirkung, als wenn der Boden hart gefroren und doch nicht mit Schnee bedeckt ist. Liegt aber Schnee darauf: so wählt man diese Zeit, um die Jauche auf angesäete magere Äcker zu bringen. Auf Wiesen kann die Jauche zwar zu allen Zeiten, wenn der Boden nicht gefroren ist, gefahren werden; jedoch dann nicht, wenn das Gras schon einige Höhe hat, weil es alsdann, grün oder dürr, dem Vieh ekelhaft wird. Auf dürrem Boden, wo der Mist selten gut anschlägt, fehlt die Wirkung der Jauche

nie-

niemals. Man führt sie zu allen Zeiten zu Felde, nur nicht bey gar nasser Witterung, großer Hitze und starkem Winde. Je später gegen das Frühjahr Gebrauch davon gemacht wird, desto besser schlägt sie an.

Das Wasser, welches man auf gedachte Art dem Quarke beygemischt hat, belaůft sich auf $\frac{2}{3}$ bis $\frac{3}{4}$ des Ganzen. Man bedarf 3 bis 500 Eymer, der Eymer zu einem Centner Wassergewicht, zur Ausdüngung einer Juchart; es wirkt aber nur für ein Jahr. Jedes Stück erwachsenen Schweitzer Hornviehes, das beständig auf dem Stalle gehalten wird, giebt, mit Inbegriff des Zusatzes von Wasser, täglich beynahe 2 Eymer, also über 600 Eymer per Jahr. Bey gewöhnlichem Vieh wird man nur auf 400 rechnen können.

Man bringt die Jauche auf verschiedene Weise zu Felde; am gewöhnlichsten in einem Fasse. Dieses hat zum Eingießen von oben eine weite Öffnung, und zum Auslassen von hinten einen großen hölzernen Hahn. Man fängt sie entweder in einer untergestellten Kufe auf, schöpfet sie mit einem Schöpfer mit langem Stiele aus, und gießt sie portionenweis an die Kohlstöcke, oder zum Samentragen bestimmten Hanfstängel; schleudert sie über Möhren, Runkeln u. s. w., oder die Jauche stürzt im Vorfahren durch einen durchlöcherten Kasten, oder auf ein Brett, und vertheilt sich über das Feld. Herr **Fellenberg** führt die Jauche in besonders dazu

ein=

eingerichteten Kasten aus. Das Stürzbrett hat die Gestalt eines Schwalbenschwanzes oder Fächers, und vertheilt daher die Jauche etwas besser. Ich kann aber diesen ungeheuren Kasten, die 350 Centimeter in der Länge, 65 in der Breite und 77 in der Höhe haben, und gefüllt vier Pferde fordern, meinen Beyfall nicht geben. Der Druck eines solchen Wagens auf den Boden ist außerordentlich, und kann, wenn das Feld bestellt ist, nicht anders als sehr nachtheilig seyn. Man hat diesen Nachtheil durch die breiten Felgen der Räder vermindern wollen, in der That aber vermehrt; wie ich mich in diesem Jahre auf einem Luzernacker überzeugt habe. Tausendmal besser schicken sich dazu die kleinen Karrnkasten, die man in der Gegend von Antwerpen hat, und die nur ein einziges Pferd fodern. Ich getraue mir mit zwey solcher kleinen Fuhrwerke, also auch mit zwey Pferden, mehr auszurichten, die Jauche besser zu vertheilen, und den Acker ungleich weniger zu beschädigen, als mit jenem vierspännigen Fuhrwerke.

Es ist nicht zu laügnen, daß das Güllenwesen nicht mit mancherley Umständen und Beschwerlichkeiten verbunden sey; allein was thut man nicht, um sich einen Schatz zu sammeln, der nach der Ansicht der Schweitzer alles, was man zur Aufnahme der Landwirthschaft erdenken kann, übersteigt? Und „wer nur immer eine kleine Vermehrung der Arbeit scheut, die seinem Lande eine Hauptverbesserung ge-

gewähren kann: der, sagt Tschiffeli, wird nimmer zu dieser Wirthschaft taugen!"

Wenn die Jauche bey den Schweitzern so sorgfältig behandelt wird: so wird auf den festen Dünger nicht weniger Sorgfalt verwendet. Schon der Anblick ihrer Düngerhaufen gewährt dem Auge des Landwirthes eine solche Befriedigung, daß es mit Vergnügen darauf verweilt. „Man sollte meynen, sagt Tschiffeli, daß bey einer so erstaunlichen Menge Jauche der Strohdünger nothwendig, sowohl an Menge als an Güte, namhaft leiden müsse. So wahrscheinlich dieses jedem, der die Sache nicht aus Erfahrung kennt, vorkommen muß: so ist es doch ein gänzlicher Irrthum. Wird der Strohdünger nach unserer Art behandelt: so wird nicht nur dessen eben so viel vorhanden seyn, als wenn keine Jauche gefaßt worden wäre, sondern er wird auch an Güte dem gewöhnlichen Dünger gar nicht nachgeben. Dazu gehört aber nothwendig, daß die Streu im Stalle nicht gespart werde, und kein Stroh trocken auf den Misthaufen komme. Dieses würde daselbst nur unnütz zu Staube verbrennen, Lücken im Haufen verursachen, und den Dünger schimmlich machen. Wenn aber die Sache in dem Stalle gehörig abgefertiget worden, so wird jeder Strohhalm mit fetter Mistjauche angefüllt seyn, die er in dem Kühgraben bey dem Durchschleppen eingesogen hat. Dadurch wird dann auch der ganze Misthaufen einen gleichförmigen Grad von Gährung

erhalten. Ein wichtiger Vortheil, zu dem er ohne jenes Durchschleppen niemals gelangen kann."

Der Mist wird auf einem flachen eigens dazu verfertigten Schiebkarrn aus den Ställen nach der Miststätte gebracht, und nicht blos wulstweise hingeworfen, sondern sogleich mit der Forke ebenmäßig verbreitet, und mit den Füßen gleichgetreten. Man giebt dem Haufen die Gestalt eines, oft langen, Vierecks, mit senkrecht stehenden Seitenwänden. In dem Aufsetzen solcher Wände, welches sie flechten nennen, zeigen die Schweitzer eine besondere Genauigkeit, so daß kein Strohhalm hervorragt, sondern alles nach innen umgeschlagen ist. Es giebt sogar welche, die auf diese Art einen Namen oder die Jahrszahl in die Wand eines Misthaufens zu flechten wissen. Ist die Miststätte nicht gegen die Sonne geschützt, so wird der Haufen so angelegt, daß der Mist nach der Mittagsseite etwas höher liegt, damit die Sonnenstralen durch die schiefe Richtung um so mehr davon wegprallen. Der Misthaufen soll nicht höher als acht Schuh aufgesetzt werden, sonst preßt er durch seine eigene Schwere die Feuchtigkeit allzusehr aus. Die Breite und Länge des Haufens ist willkührlich, doch findet man, daß der Mist in allzugroßen Haufen zu stark vermodere; daher es besser bleibt, bey einem zahlreichen Viehstande, einige Haufen anzulegen.

„Es ist ein schädliches Verfahren vieler Landwirthe, sagt Tschiffeli, den Misthaufen so

anzulegen, daß dessen unterste Lage beständig im Wasser stehe, oder das Vieh, wenn es zur Tränke gelassen wird, nothwendig darüber herlaufen muß. Im ersten Falle hindert die allzugroße Feuchtigkeit, im letzten die Ausschließung der äusseren Luft die gehörige Gährung. Was man an der Größe des Haufens gewinnt, geht an der Güte doppelt verlohren. Freylich soll man dem Vieh bey der Tränke, und wenn diese dicht bey dem Stalle ist, auch auf dem Wege zu selber fleißig streuen; dieser unreife Dung muß aber nach einigen Monaten weggenommen und zum Durchfaulen auf den Haufen gebracht werden. Man hüte sich ja, fährt Tschiffeli fort, vor dem schädlichen Rath verschiedener Schriftsteller, welche wollen, daß man die Miststätte mit einem Dache versehe. Nichts ist dem rohen Miste so zuträglich, als der Regen. Und eben dieser rohe Mist, der zu oberst auf dem Haufen liegt, ist es, der der Feuchtigkeit am meisten bedarf. Dagegen muß eben so viele Sorgfalt angewendet werden, das Wasser der Dächer und Höhen von dem Fuße des Haufens, wo sich immer Feuchtigkeit genug vorfindet, abzuleiten."

Die Fellenbergischen Dungstätte, die wir schon oben beschrieben haben, können in allen diesen Dingen zum Muster dienen. Hr. F. läßt zwar den Auswurf der Kühe nicht so völlig mit dem Harne derselben vermengen; allein es kömmt doch bey ihm kein Stroh auf den Misthaufen, das nicht zuvor in

dem Kuhgraben die Jauche in sich gesogen hätte, und davon angefüllt wäre. Wächst der Haufen heran, und es fällt trocken Wetter ein, so wird die Jauche, die sich aus dem Miste in den Brunnen zog, vermittelst der Pumpe in die Höhe gebracht *), und über die Oberfläche des Haufens verbreitet. Dadurch bleibt diese denn in demselben Feuchtigkeits-Zustande, wie die Unterlage, und alles gelangt zu demselben Grade von Gährung und Reife. Besorgt man, daß diese zu schnell voran rücke: so wird desto öfter gepumpt, oder auch sonst noch Wasser auf den Haufen gebracht, und daher die Gährung nach Belieben zurückgehalten oder ganz unterdrückt. So gewiß es ist, daß ein sicherer Grad von Feuchtigkeit zu dem Gährungsprozesse nöthig ist: eben so gewiß ist es, daß dieser durch einen starken Grad von Feuchtigkeit aufgehoben werden kann. Es steht also wohl in unserm Vermögen, solches nach Wahl und Umständen zu lenken, um sowohl den Grad der

*) Die Dungstätte in dem Canton Zürich, welche freylich die Einrichtung mit dem Jauchebrunnen und der Pumpe nicht haben, haben dennoch einen Sammler an einem Ende des Misthaufens, in welchen sich alle überflüssige Feuchtigkeit aus dem Miste zieht. Fängt der Mist an, sich zu erhitzen: so wird er aus gedachtem Sammler begossen. Die Flüssigkeit, deren man zum Begießen des Haufens nicht nöthig hat, wird statt des Wassers als Beymischung in die Güllenbehälter gebracht.

Faulung, als die Zeit, wo er eintreten soll, zu bestimmen.

Ich kann hier nicht vorübergehen, einen Mißbrauch zu rügen, den die Nachbaren von Hofwyl bey einem Theile ihrer Misthaufen machen; indem sie die faulende Gährung darin übertreiben, und den Mist über die Zeit liegen lassen. Der ganz verfaulte Dünger mag auf Wiesen, auf leichtem etwas feuchtem Boden, auch bey einigen Pflanzen, wie bey Überdüngung der Hanffelder nach der Einsaat, von Nutzen seyn; allein auf schwerem Boden thut er die Wirkung nicht, die ein halbvergohrner Dung hervorbringt. Das Stroh, das noch nicht ganz verweset ist, hält den Boden locker, und läßt nur vor und nach die weichen fetten Theilchen, von denen seine Höhlungen angefüllt sind, fahren. Es kann sogar Fälle geben, wo der ganz frische rohe Dung vor jedem andern den Vorzug verdient. Je mistgieriger z. B. und mistaufreibender ein Boden ist, je mehr halte ich dafür, daß sich der frischere Mist darauf schicke, und daß der vermoderte nur auf gutem mildem Gartenboden mit Vortheil verwendet werden könne.

Da nicht alle Dungschichten auf einem starken Haufen immer von gleicher Güte sind, je nachdem das Vieh mit mehr oder weniger kräftigen Substanzen genähret wird, so würde es eine Ungleichheit in der wirkenden Kraft des Düngers hervorbringen, wenn man diesen schichtweise, d. i. in hori-

horizontaler Richtung, abnehmen und auf das Feld bringen würde. Es würden dann, ohngeachtet einer gleichen Verbreitung auf dem Felde, einige Stellen sich besser als andere gedüngt finden. Um solches zu vermeiden, brechen die Schweitzer ihre Haufen in senkrechter Richtung an, und schroten vermittelst eines besondern Werkzeuges den Haufen in Streifen von der Höhe zu der Tiefe durch. Auf diese Weise werden alle Schichten untereinander gemengt. Diese Vorrichtung hat auch noch den Nutzen, daß das Stroh dadurch zerschnitten wird; der Mist sich also auf dem Felde mit weniger Mühe auf das Vollkommenste vertheilen läßt.

XVIII.

Gespann und Gespannarbeit.

Es ist ausgemacht, daß die Ochsen bey dem Ackerbau den Vorzug verdienen; da nemlich, wo man sich zu jeder Zeit gelernte Ochsen von einer guten Raçe verschaffen kann; wo man Leute findet, die sich auf ihre Leitung verstehen; wo die Felder in der Nachbarschaft der Wohnung liegen; wo der Boden durch den Regen nicht allzuweich wird, der Ochse also mit den Klauen nicht zu tief einsinkt. Da nun diese Umstände zu Hofwyl zusammentreffen: so könnte man geneigt seyn, zu glauben, daß der Gebrauch der Ochsen daselbst vortheilhafter seyn würde, als der der Pferde. Dagegen findet sich

die Beschwerlichkeit, daß das Gespann eine Menge Fuhren und Reisen, der ausgedehnten übrigen Anstalten wegen, zu thun hat, und mehrere Arbeiten ausführen muß, wozu die Ochsen weniger als die Pferde passen. Darunter sind zu rechnen: die Arbeiten mit der Pferdehacke, dem Haufelpflug und der Säemaschine, das Eggen auf scholligen Feldern, und namentlich das Tiefpflügen. Wo nicht selten eine Furche zu 18 — 24 Zoll tief gezogen wird, da können die Ochsen nicht anders als weitgespannt und ohne Joch gebraucht werden. Da dieses nun in der Schweitz nicht üblich ist: so hätte man entweder alljährlich mit Mühe und Zeitverlust die jungen Ochsen an das Ziehen im Kummet zu gewöhnen, oder man müßte die einmal daran gewöhnten Ochsen bis ins Alter, und also mit Verlust beybehalten. Dieses alles bewog H. v. Fellenberg mit Recht, den Pferden den Vorzug zu geben. Man bedient sich jedoch bey ihm des Bullen zum Futtereinfahren. Die Kühe aber werden nicht gebraucht, ob sie gleich ihrer Stärke und Anzahl wegen eine bedeutende Beyhülfe leisten könnten. Indessen verursacht ihre Anwendung in einer großen Wirthschaft immer einige Beschwerniß und Unordnung. Sie scheint mehr für kleinere Wirthschaften gemacht, und gewährt darin einen erheblichen Nutzen. Auch haben die Schweitzer, ohngeachtet ihrer Vorliebe für ihre schönen Kühe, die gute Gewohnheit, jenen Nutzen nicht zu vernachlässigen.

Hr.

Hr. F. kauft seine Pferde 2 — 3jährig, wenn sie von den Alpen hergebracht werden und an Stallfütterung gewöhnt werden. Bis in ihr viertes Jahr werden sie zu leichten Pferdehack- und Pflugarbeiten, vom vierten zum fünften und sechsten zu schweren Feldarbeiten gebraucht. Dann verkauft er sie mit mehr oder weniger Gewinn, und ersetzt sie durch andere. Da diese Pferde von sehr großem Schlage sind: so werden sie von Fuhrleuten und zur Schifffahrt gesucht. Den Sommer über füttert man sie mit grünem Klee oder Luzerne. Nur wenn sie stark arbeiten, erhalten sie etwas Hafer. Im Winter werden sie mit geschnittenem Stroh, Fruchtabgang, Möhren, hauptsächlich aber mit im Dampfe gekochten Kartoffeln gefüttert. Die Kartoffeln werden ihnen ganz vorgeschüttet; Heu aber wird selten gereicht.

Hr. F. hält, ausser einigen Reitpferden für sich und die Zöglinge aus der Bildungsanstalt für höhere Stände, zwölf starke Zugpferde und drey Esel, welche letztere zur Wegschaffung des Unkrauts, der Steine und zu andern Nebensachen dienen. Acht gute Pferde würden aber in Hofwyl zureichen, wenn nicht so viele Vorräthe für die verschiedenen Anstalten, Baumaterialien u. s. w. beyzuführen wären, und keine ausserordentliche Verbesserungen gemacht würden.

Hr. F. nimmt gewöhnlich den Arbeitstag eines seiner Pferde zu einem Schweitzer Franken an.

Die-

Dieses mag für einen ungefähren Überschlag gelten; allein genau kann es nicht passen, da der Arbeitslohn der Pferde nach den Kosten des Futters und der Menge der durch sie vollbrachten Arbeiten sich nicht alle Jahre gleich ist, und die Ruhetage durch die Arbeitstage gedeckt, also diesen zur Last fallen müssen. Die Pferde arbeiten zu Hofwyl 4 — 5 Stunden des Morgens und 4 Stunden des Nachmittags. Man spannt ihrer gewöhnlich vier an den Pflug, und nur sehr selten drey. Zur Zeit, wo zur vollen Tiefe, d. i. 18 bis 24 Zoll, gepflügt wird, welches zu dem Sommergetreide, also auf jedem Felde einmal in vier Jahren statt hat, spannt man ihrer itzt nur sechse vor. Das Anspannen von 12 — 14 Pferden geschah im Anfange, wo der Boden zum erstenmal zu jener Tiefe umgebrochen wurde, und die Steine eine Menge Hindernisse in den Weg legten. Bey der Tiefe zu 18 — 24 Zoll pflügt man eine Juchart, und bey der zu 8 — 10 Zoll fünf Viertel Juchart in neun Stunden.

Da mit mehr als zwey Pferden gepflügt wird, so gehört ausser dem Pflüger noch ein Führer dazu, welches freylich wohl ein Knabe seyn kann, der aber doch immer die Kosten erschwert. Die Pferde arbeiten im Kummet. Ihr Gang ist schwerfällig; so wie der der Knechte, und nichts bezeichnet den raschen Gang bey der Feldarbeit, den man bey den Belgiern, wiewohl einem eben so phlegmatischen Volke, als das der Schweitz ist, antrifft. Selten oder nie

wird

wird hier eine Furche in einem Athem durchgezogen. Man nimmt sich Zeit zum Verschnaufen, und kömmt es am Ende der Furche zum Umkehren: so werden solche Anstalten getroffen, als sollte sich die Mühle sammt dem Steine herumdrehen. Ich gestehe, daß es hart fällt, die Schwerfälligkeit wegzubringen, wo sie sich einmal unter den Menschen eingenestelt hat; allein es ist nicht unmöglich. Der klotzige ungeschickte Bau des Pfluges und die dadurch benöthigte Vorspannung von mehr als zwey Pferden haben daran wol die meiste Schuld. Ein besseres Werkzeug würde dabey Vieles leisten.

Der Aargauer Pflug, der zu Hofwyl, wie in der ganzen Gegend, allgemein im Gebrauche ist, ruht auf einem ziemlich hohen Vordergestelle, und hat ein bewegliches Streichbrett. Das Schaar hat 33 Centimeter in der Länge und nur 10 in seiner größten Breite. Das Streichbrett mißt ihrer 103 in der Länge und 20 in der Höhe. Das Pflughaupt mit Ausschluß des Schaars hat 100, und der Grindel von der Stürze an bis da, wo er auf dem Vordergestelle aufruht, hat 190 Centimeter. Wir setzen, daß die Furche, so wie man sie gewöhnlich macht, 30 Centimeter breit seyn soll; hiervon sticht das Schaar eine Breite von 10 Centimeter aus, es bleiben ihrer also noch 20 übrig, die das Streichbrett aufzureißen hat. Man stelle sich vor: ob ein solcher Pflug leicht gehen kann? Ich gestehe indessen, daß er seines ungeheuren Streichbrettes wegen

den

den Schnitt ziemlich wohl umlegt, wozu vielleicht das gewaltsame Umreißen, durch welches der Grund um seinen aüssern Rand gewälzt wird, das Meiste beyträgt; allein dieses Umlegen wird durch die Gewalt des Widerstandes und die lange Reibung des Grundes auf einem flachen, hölzernen, aüsserst langen Streichbrette allzutheuer erkauft. Überdem hat dieser Pflug den überwiegenden Fehler, daß er in jeder Furche einen Balken zurückläßt, wodurch der Untergrund nicht gleichförmig aufgepflügt wird. Auf sehr steinigen Feldern mag ein Pflug mit so schmalem Schaare gut seyn; aber auf jedem andern bleibt seine Anwendung eine große Ungereimtheit.

Vor wenig Tagen sah ich auf dem Felde eines benachbarten Bauern mit einem ähnlichen Pfluge nach Rocken zu Rüben pflügen. Ich beobachte, daß das Land eine Art Gartenboden hat, und in dem vortrefflichsten Pflugzustande war, und doch war der Pflug mit zwey Pferden und zwey Ochsen bespannt. Diese schritten voran, vermuthlich um zu verhindern, daß die Pferde sich nicht übereilten. Ein Führer trieb das Gespann an, und der Pflüger stützte sich auf die doppelte Stürze seines Pfluges, der, genau gemessen, 5 Zoll tief in die Erde drang. „Nein, Herr! sagte mir der Mann, mit weniger Vieh kann man einen solchen Boden nicht pflügen.“ Ach! da rissen alle Stränge meiner Geduld, und ich rannte voll Unwillen von diesem ekelhaften Schauspiele weg. Bald nachher sah ich auf einem andern

Felde

Felde mit 3 Pferden und 2 Kühen, und wieder mit 2 Kühen, 2 Ochsen und einem Pferde pflügen. Dasmal ging aber auch der Pflug sechs Zoll in der Erde. Allmächtige Ceres! Man gebe mir Don Quixots Rozinante, Sancho's Getreuen und einen brabäntischen Pflug, und wir wollen sehen, ob ich nicht mit jenen Bauern um die Wette fahren will?

Gesetzt aber, daß die Schwerfälligkeit des Pflügens, welches ich in der Schweitz gesehen habe, nicht in dem Pfluge liege: (sie liegt aber größtentheils darin; denn ich sah wohl, daß das überzählige Gespann keineswegs vor dem Pfluge spatzieren ging, sondern angestrengt zog) so ist auch in dem Falle an keine Abänderung, weder bey der Zahl des Gespannes, noch der der Führer, noch bey dem langsamen Gange zu denken: so lange nicht ein andrer Pflug zur Hand genommen wird. Die Knechte, einmal gewohnt, ihren alten Pflug mit 4 bis 5 Thieren zu bespannen, und sich das Leben durch einen Führer gemächlich zu machen, werden niemals zugeben, daß man mit weniger pflügen kann. Spielt man ihnen aber ein anderes Werkzeug in die Hände: so läßt sich hoffen, ihnen begreiflich zu machen, daß dabey nicht all das Gefolge nöthig sey. Dieses ist aber so leicht nicht, als es sich ansieht; denn mit weniger Umständen entwendete Ulisses den Trojanern das Palladium, als man einem Bauern die angewohnte Stürze seines Pfluges aus den Händen windet. In solchen Dingen kömmt

alles

alles darauf an, die Menschen bey guter Laune zu erhalten. Man kann nicht glimpflich genug dabey zu Werke gehen, und muß einen seidenen Handschuh anlegen, wenn man ihnen ihr Steckenpferd entziehen will. Ich würde bey der Einführung eines neuen Pfluges damit anfangen, dem vernünftigsten meiner Knechte zu sagen, daß derselbe nicht für so tiefe Arbeit gemacht sey, als der liebe alte; daß er daher auch nicht so viel Gespann erfodere. Ich ließ also zur Probe nur zwey Pferde vorspannen, und ganz flach ackern. Später würde der Pflug zum Zeitvertreibe oder zum Versuche, von dem man aber thun muß, als verspräche man sich nicht viel, tiefer gestellt. Die Verwunderung, ihn so tief gehen zu sehen, würde von selbst auf die Begierde bringen, noch ein wenig tiefer damit zu fahren, und so von Stufe zu Stufe würden am Ende zwey Pferde zu 8 — 10 Zoll Tiefe eben so gut zurecht kommen, als Nachbar Theisen seine vier oder fünfe. Man wird sagen: daß dieses die Leute wie Kinder behandeln heißt, und es ist so; allein gängeln wir uns mit unsern Vortheilen wohl anders als Kinder?

Die Eggen zu Hofwyl und in der Gegend scheinen mir besser als der Pflug eingerichtet zu seyn. Nur ragen die Zähne auf der obern Höhe mehr oder weniger über den Balken hervor, daher können die Eggen nicht umgekehrt, d. i. zum Überschleifen gebraucht werden, welches doch oft von Nutzen ist.

Auf=

Ausser den hölzernen Eggen, die mit zwey Pferden gezogen werden, hat Hr. F. auch welche mit eisernen Zähnen, vor welche man vier Pferde spannt. Die Walzen zu Hofwyl sind theils von Holz, theils von Stein, und von verschiedener, theils ausserordentlicher Dicke, die darum auch nur zu ungewöhnlichen Verrichtungen gebraucht werden. Die am meisten im Gebrauche sind, sind von Holz, und haben 4 — 5 Fuß in der Länge und anderthalb im Durchmesser. Ausser den gewöhnlichen Ackerwerkzeugen bedient man sich zu Hofwyl sehr haüfig mehrer neueren, von deren Gebrauch wir anderswo handeln werden.

XIX.

Gesinde und Arbeiter.

Das Personale der Ackerwirthschaft zu Hofwyl besteht aus einer Köchin, 2 Hausmägden, 2 Meisterknechten, 2 Pferdeknechten, 3 Nebenknechten, 3 Kühern, einem Sennen und einem Aufseher.

Die Köchin hat, nebst ihren beiden Gehülfen, für drey Tische zu sorgen: den der Armenschule, deu der Handwerker und den der Ackerleute. Aus ihrer Küche werden täglich mehr denn 60 Personen gespeiset. Die eine Hausmagd beschäftiget sich dabey in dem Gesindegarten, die andere hat die Betten und Reinigung der Zimmer zu besorgen. Ausser

die-

diesen weiblichen Dienstboten ist noch eine Bäckerin, die das Brod für etwa 160 Personen zu backen hat.

Ein Meisterknecht hat das Innere, die Fruchtspeicher, Scheunen, Vorräthe u. dergl. unter sich; der andere betreibt den Feldbau. Von den Pferdeknechten hat jeder 6 Stücke zu besorgen, und damit am Wagen oder zu Acker zu fahren. Dagegen fährt ein Nebenknecht mit Beystand von einigen Helfern das grüne Futter sowohl für Pferde als Kühe bey. Ein Nebenknecht hat die Aufsicht über die Wässerung der Wiesen, ein anderer über die Waldungen und Taglöhner. Diese werden, wo ihrer mehrere beysammen arbeiten, nicht allein gelassen. Den weiblichen Taglöhnern wird ein alter, nicht leicht empfänglicher, Knecht, aus Ursachen — zugegeben. Ohngeachtet der Aufseher, muß ich den Taglöhnerinnen doch das Zeugniß geben, daß sie sich nicht bey der Arbeit anstrengen. Ausser den Knechten hat Hr. F. einige unter den Taglöhnern, die auch Hand an den Pflug legen. Einer scheint einzig bestimmt, den wilden Sauerampfer (rumex patientia) auszustechen. Seine Aufgabe ist überdem: zu suchen, was verlohren gegangen ist, worin er einen besondern Takt hat.

Der Aufseher, den ich vorhin anführte, nimmt Morgens die Befehle über die Arbeit bey Hr. F. ab, theilt sie den Knechten und Taglöhnern mit, und giebt die vollbrachte Arbeit Abends auf dem landwirthschaftlichen Büreau an. Er ist ein junger

Mensch

Mensch von sicherm Stande, der sich der Landwirthschaft weihen will; aber nicht Mittel genug hat, das Pensionat des Institutes zu besuchen. Hr. F. schloß mit dem Vater einen Vertrag, vermittelst welchem der Sohn in den ersten Jahren ein kleines Kostgeld zahlt, in den folgenden frey ist, und am Ende selbst salarirt wird. Er wohnt in den ersten Jahren keinem methodischen Lehrunterrichte bey, sondern fängt bey der Praxis an und giebt sich mit der Erlernung der Handgriffe ab. Er verrichtet aber keine Knechtesarbeit, und speist mit der Fellenbergischen Familie. Hr. F. giebt ihm bey seinen Befehlen die Ursachen davon an, und zergliedert die Beweggründe des aufgegebenen Verfahrens.

Ein solcher Weg ist freylich etwas lang; allein er ist ausser allem Zweifel der sicherste, vielleicht der einzige, den junge Leute, die noch keinen Begriff von der praktischen Landwirthschaft haben, einschlagen sollten. Wir wollen lesen lernen, und kennen die Buchstaben nicht. Der junge Mann aus der Stadt sitzt in der Vorlesung, und gähnt, weil er den Vortrag seines Professors nicht versteht. Er weiß weder zu fragen, noch kennt er die Gegenstände, auf welche er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich zu richten hat. Wahre und irrige Begriffe finden bey ihm gleichen Eingang, indem er die einen von den andern nicht zu unterscheiden vermag. Saukeley, Prunk und Puppenspiel ziehn seine Aufmerksamkeit mehr an, als gründliche Theorie und nütz-

nützliche Praxis. Hat er ein Jahr, oder gar nur ein halbes zugehört: so kehrt er nach Hause, verschmähet den Gang seiner Landsleute, den er schlechtweg für Schlendrian erklärt, greift alles anders und folglich Vieles verkehrt an, sieht nach einigen Jahren, daß die Sache nicht geht, läßt sie liegen, bringt sich und seine Comittenten in Schaden, und dient seiner Gegend zum Schreckbilde vor jeder Neuerung und Verbesserung. Nach meinem Er[illegible]ten sollte jeder Jüngling, der sich der Landwirth[illegible]st weihen will, und noch keine praktisch betrieben hat, zuerst wenigstens ein Jahr zu einem guten Bauern in die Schule gehen, um das Grobe vom Handwerk zu lernen; dann sollte er einen zweyjährigen Curs auf einem landwirthschaftlichen Institute mitmachen, und sich hernach, um alle Einseitigkeiten abzulegen, ein Jahr in einigen der bestcultivirten Gegenden aufhalten, beobachten, fragen, sammeln, aufschreiben, alles ansehen und nichts verschmähen, und dann nach Hause kehren, sein eigenes Werk zu beginnen. Ich, für meinen Theil, gestehe: daß ich mehr auf dem Felde als aus Büchern, mehr bey guten gemeinen Bauern, als bey studierten Landwirthen erlernt habe.

Nur auf die Verbreitung des Guten bedacht, ist Hr. F. erbötig, von Zeit zu Zeit einige junge Leute von Erziehung und guten Sitten, unter sehr erträglichen Bedingnissen, als Gehülfen bey dem praktischen Ackerbau zu Vollziehung seiner Aufträge

und Befehle anzunehmen, wo sie denn auch später zu dem theoretischen Unterrichte übergehen können.

Das Gesinde zu Hofwyl wird dreymal im Tage gespeist, und erhält dreymal in der Woche Fleisch. Sein Trank besteht aus abgerahmter Milch. An Sonntagen haben sie Wein. Im Anfange leiden die Personen, die nicht an die Milch gewöhnt sind, an Verschleimung, die aber leicht gehoben wird, worauf sie sich stets wohl bey diesem Getränke befinden.

Die Ablohnung der Dienstboten in der Schweitz ist sehr theuer. Zu Hofwyl hat

ein Meisterknecht . .	250	Schweitzer	Franken,
ein gewöhnlicher Knecht	125	—	—
der Senne	160	—	—
ein Küher	125	—	—
eine Magd	100	—	—

Die Taglöhner, deren Hr. F. eine große Menge hat, werden nicht beköstiget. So viel ich weiß, geschieht nichts im Verdinge, sondern alles im Tagelohn. Der Mann hat 7½, die Frau 5 Batzen. Unter all diesem Gesinde und handarbeitenden Leuten in Hofwyl herrscht ausser der Ordnung auch die größte Sittlichkeit und ein sicherer Grad von Religiosität, die, wenn sie auch der Fellenbergischen Familie nicht eigen wären, doch durch die andern Umgebungen von Erziehungsanstalten erfodert würden. Nie hörte ich weder Fluch noch Schwur, noch Gotteslästerung. Kein Schelten, Schmähen, Drohen, kein ungezogenes, kein überhartes Wort hat

hier statt. Hofwyl ist eine Art von Tempel, aus dem alles Unanständige und unmäßig Lärmende verbannt ist. Die Strafe wird nur selten nöthig, und die Zurechtweisung geschieht mit Schonung des Ehrgefühls. Einst wollte ich Hrn. F. nach dem Felde begleiten, er bath mich aber, für dießmal zurückzubleiben, indem er einem Taglöhner einen Verweis zu geben habe, und er ihn vor mir nicht beschämen wollte.

XX.

Bearbeitung des Bodens.

Unter allen Feldarbeiten hält Hr. F. das Pflügen für die kostspieligste; so wie sie auch eine der langwierigsten und zeitfressendsten ist, besonders wenn sie auf einem schweren Boden, oder mit einem unzweckmäßigen Werkzeuge vollführet wird; daher, wie zu Hofwyl, ein Gespann von vier Pferden bedarf. Die Egge, die Walze fassen mit jedem Zuge eine Breite von 3 — 4 Fuß, statt daß der Pflug nur einen Schnitt von 8 — 12 Zoll umlegt. Die Pferde haben also hier den Weg viermal zu machen, und verwenden darauf fünf bis sechsmal so viel Zeit als bey dem Gebrauche der beiden andern Werkzeuge. Nehmen wir nun an, daß ein Land ein Jahr ins andere, bey der gewöhnlichen Verfahrungsart, nur zweymal umgepflügt wird: so haben Pferde und Menschen zur Abfertigung eines Hektars

einen Weg von 10 bis 15 Meilen, je nach der Breite der Schnitte, zu machen. Die Abfertigung von 50 Hektar mit dem Pfluge kömmt also schon einer Reise von mehreren hundert Meilen gleich, und das, nicht wie mit leerem, sondern schwer beladenem Wagen. Hr. F. schränkt daher diese Arbeit nur auf ein einziges Pflügen ein, und sucht das Übrige durch den Gebrauch des Extirpators zu ersetzen. Dadurch wird die Arbeit in einem Drittel der Zeit abgefertiget, folglich eben so viel an jenem großen Wege erspart.

Was will man eigentlich bey dem Pflügen erzwecken? Das Heraufbringen des Untergrundes nach der Höhe, damit dieselbe Krume nicht ununterbrochen hintereinander forttragen muß, und das Vermengen der Erdtheile. Jenes muß nothwendig mit dem Pfluge geschehen; allein da ist ein einmaliges Pflügen vollkommen zureichend. Dieses, oder das Vermengen, Zerkrümeln, Unkrautzerstöhren, wird mit einem guten Extirpator nicht allein schneller, sondern auch besser vollbracht, als es durch den Pflug bewirkt werden kann. Die Dienste, welche jenes nützliche Werkzeug bey der Feldarbeit leistet, sind unglaublich, und wer seinen vielfältigen Gebrauch nicht gesehen hat, kann sich keine Vorstellung von seiner Nützlichkeit machen. Ich bin überzeugt, daß die Verbindung des Extirpators mit dem Gebrauche des Fellenbergischen Säekastens die nützlichste Veränderung ist, welche

die Landwirthschaft dem Streben unseres Zeitalters zu verdanken hat. Bessere und weniger Arbeit; besseres Säen und weniger Samen.

Nach der Theorie Fellenbergs ist es nicht genug, daß bey dem Pflügen blos die vertikale Durchschneidung des Bodens bewirket werde: er will auch, daß man auf die horizontale Acht nehme, und daher bald die erste, bald die zweyte, bald die dritte und vierte Schichte an die Oberfläche bringe, sie wechselweis mit der Atmosphäre in Verbindung setze und tragen lasse. Er unterscheidet vier verschiedene Pflugarten, von welchen er eine um die andere in einer Reihe von vier Jahren nach dem vierjährigen Umlaufe seines Fruchtwechsels vornimmt. Er giebt ihnen die Namen des Mistpflügens, des Tiefpflügens, des Kleepflügens und des Stoppelpflügens, welches letztere man auch das Rübenpflügen nennen könnte, weil es hauptsächlich dazu verwendet wird. Der Regel nach sollte die Tiefe dieser Pflugarten folgende seyn: Bey dem Mistpflügen von 12 Zoll, dem Tiefpflügen von 24 Zoll, dem Kleepflügen von 16 — 18 Zoll, dem Stoppelpflügen von 6 Zoll. Indessen halten sich die Knechte nicht so strenge an dieser Regel, und vielleicht ist im Grunde kein Schaden dabey.

Das Mistpflügen hat zu dem ersten Jahre statt, worin das Feld behackte Früchte tragen soll. Hr. F. sucht das Auffahren des Dungs so spät hin-

hinaus zu verschieben, als es sowohl des Mistes, als der zu bestellenden Früchte, und anderer Feldarbeit wegen geschehen kann. Er würde daher erst allen Dung im Frühjahre oder Vorsommer unmittelbar vor der Bestellung der Hackfrüchte aufbringen, wenn die Umstände solches zuließen. Da dieses aber nicht geschehen kann: so führt er den Dung theils vor, theils nach Winter, theils spät im Frühjahre aus. Der Dung wird sogleich gebreitet und untergepflügt. Das Mistpflügen geschieht mit vier Pferden, einem Pflüger, einem Treiber und einem Misteinstoßer. Der Mist kömmt folglich zwölf Zoll unter die Oberfläche. Ist die heraufgebrachte Erdkrume in einem guten, milden und reinen Zustande: so wird blos geeggt und nachher bestellt. Deckt sich der Boden mit Unreinigkeit: so wird der Extirpator angewendet. Ist der Boden spröde und voller Schollen: so wird geeggt, gewalzt und extirpirt. Durch die Walze werden die Schollen fest gedrückt, damit sie den Scharen des Extirpators durch ihren Widerstand Eingang gewähren. Man beobachtet dabey, daß der Extirpator weder den Furchen des Pfluges folge, noch solche in einem rechten Winkel durchkreuze: sondern in einer schiefen Richtung durchschneide. Dadurch bildet die Arbeit des Extirpators mit der des Pfluges einen spitzen Winkel, und die Krume wird bestmöglichst zerstückelt.

Das Tiefpflügen wird zu dem Sommergetreide, also im zweyten Jahre, vorgenommen. Da der Pflug zu 20 — 24 Zoll eindringt, so wird er mit 6 — 8 Pferden bespannt. Dabey werden drey Menschen dazu erfodert. Die Schnitte werden breit genommen. Auf solche Weise wird eine Juchart in anderthalb Tagen abgefertigt. Wenn bey dem Mistpflügen die Oberkrume und mit ihr der Mist in die Mitte kam: so kömmt bey dem Tiefpflügen der Untergrund in die Höhe, der Mist aber nebst der Oberkrume bleibt dabey wieder in der Mitte liegen. Dieses geht denn doch nicht so ganz genau von statten, indem der Untergrund bey einem flachen Streichbrette nicht so vollkommen in die Höhe kommen kann, daß der Dung nicht ein wenig verrückt und mit etwas Erde gemischt werden sollte. Das Tiefpflügen nimmt seinen Anfang, wann die Wintergetreidebestellung beendiget ist. Was vor Winter nicht vollbracht werden kann, wird im Frühjahre, sobald man in den Boden kann, nachgeholt. Die Arbeit kann auch bey etwas feuchtem Boden unternommen werden. Darauf wird mit dem Extirpator, der Egge und Walze eben so verfahren, wie bey dem Mistpflügen gesagt worden ist.

Das Kleepflügen fällt ins dritte Jahr. Ich gab die Tiefe dieser Pflugart vorhin zu 16 bis 18 Zoll an, indem Hr. F. sich darin nach der Stärke und Länge der Kleewurzeln richtet. Je größer diese sind, um so tiefer wird gepflügt. Er will, daß

nur

nur die Spitzen der Wurzeln der Oberfläche des Bodens gleich kommen. Die Anwendung des Extirpators findet hier nicht statt, indem dadurch die Kleewurzeln wieder in die Höhe kommen würden. Man braucht also blos die Egge.

Das Stoppelpflügen geschieht im vierten Jahre nach dem Wintergetreide, auf welches noch im selben Jahre Rüben kommen sollen. Der Pflug dringt dabey 8 Zoll in die Erde. Dieses Pflügen geschieht mit 3 Pferden; darauf wird extripirt und geegt. Da aber bey weitem nicht alle Wintergetreidestoppeln mit Rüben bestellt werden; so folgt, daß nur ein Theil dieses Feldes gestoppelpflügt wird.

Nachdem ich die Pflugarten des Herrn von Fellenberg vorgetragen habe: so sey es mir erlaubt, einige Bemerkungen darüber hinzuzufügen, die mir, als einem praktischen Landwirthe, aufstoßen mußten.

Tiefpflügen.

Man versteht in andern Gegenden unter diesem Worte ein Pflügen von acht Zoll Tiefe, landabwärts gemessen, und wirklich wird man bey gemeinen Landwirthen selten so tief gepflügt finden. An andern Orten hält man schon sechs Zoll für eine tiefe Pflugart, weil der Pflug daselbst gewöhnlich nicht über 3 — 4 Zoll in die Erde zu dringen pflegt. Eine Tiefe von 12 Zoll ist beträchtlicher als man

glaubt, und ich erinnere mich nicht, daß ich, einige Orte der belgischen Niederlande ausgenommen, noch irgendwo zu dieser Tiefe habe pflügen gesehen; selbst, wenn sich zwey Pflüge hintereinander in derselben Furche folgten.

Daß bey Hrn. F. manchmal auf 24 Zoll Tiefe gepflügt werde, darf man nicht bezweifeln. Ich selbst sah bey ihm mit acht starken Pferden in einem Zuge, bey nicht gehörigem Zustande des Bodens, den Pflug 20 Zoll tief eingreiffen, und er hätte auf 24 Zoll gestellt werden können, wenn der Boden in einem gerechten Feuchtigkeitszustande gewesen wäre.

Wir übergehen die Epoche, wo man bis 14 Pferde zu dieser Verrichtung gebraucht hat. Sie gehört nicht in den Wirkungskreis des Landwirthes, der bey dem Ablaufe seiner Pachtjahre seine Vorlage mit Prozenten zurückzufodern berechtiget ist, welches er bey einem so ungewöhnlichen Pflügen, ohne ausserordentlich günstige Umstände, in zwölf Jahren nicht erreichen würde. Es konnte zum erstenmale nur von dem Eigenthümer selbst, als Verbesserer seines Grundwerthes unternommen werden. Er allein konnte das Risico des daraus entspringenden Schadens, oder der Unterbrechung des laufenden Nutzens übernehmen.

Ob Hr. F. sich dadurch einen so beträchtlichen Schaden zugezogen habe, als Manche behaupten; oder ob es ihm den Nutzen gewähre, den er selbst sich davon versprach, das ist, so viel ich weiß, bis

itzt

itzt noch nicht entschieden worden. Das Resultat einer so ungewöhnlichen Vorrichtung konnte sich auch nur erst in einer Reihe von mehreren Jahren entwickeln, und vielleicht ist noch itzt die Sache nicht völlig reif zum Spruche. Indessen will ich dem Leser vorlegen, was sich für und gegen sagen, und meiner Meynung nach davon erwarten läßt. Über die Kostbarkeit der ersten Ausführung des Tiefpflügens, so wie es zu Hofwyl statt gehabt hat, wollen wir uns hier nicht einlassen, indem solches schon bey Gelegenheit der Beschreibung der Entsteinung der Äcker berührt worden ist. Wir haben hier blos die Zweck- oder Unzweckmäßigkeit, die Vor- und Nachtheile dieser Vorrichtung zu untersuchen. Wir setzen dabey voraus, daß sie nur auf einem solchen Boden ausgeführt werde, der das tiefe Eingreiffen des Pfluges vertragen kann. Übrigens giebt es mehr solcher Bodenarten, als man gewöhnlich annehmen will.

Die Vortheile des Tiefpflügens überhaupt sind:

1) Ein tief aufgebrochener Boden leidet weniger von der Trockenheit, indem er nach dem Verhältniß der größern Tiefe seiner Krume eine größere Menge Wasser einzusaugen im Stande ist.

2) Er leidet weniger von der Nässe, indem das Wasser nicht blos in der Rinde von einigen Zollen stockt, und dieselbe zum Nachtheile der Pflanzen übersättiget, sondern sich von der Höhe nach

der Tiefe vertheilet. Daher der Boden sich nach Winter auch früher befahren läßt, als ein seicht erbrochener.

3) Er bietet die Veränderung dar, daß die Pflanzen nicht ununterbrochen in derselben Krume vegetiren, sondern nach den Jahren abwechselnd bald in diese, bald in jene Schichte kommen.

4) Er scheint, wo nicht dem Getreide, doch verschiedenen Futter- Wurzel- und Handelsgewächsen, ihrer pfahl- oder spindelförmigen Wurzeln wegen, zuträglicher zu seyn. Bekannt ist's, daß die Luzerne, die Möhren, der Hanf, der Krapp u. dergl. einen tief aufgebrochenen Boden lieben. Selbst dem Hafer spricht er zu, und gewährt vielleicht überhaupt allem Getreide einigen Schutz gegen das Lagern.

5) Man ist in Flandern so sehr von dem Nutzen einer tiefen und zwar sehr tiefen Ackerkrume überzeugt, daß man in mehreren Gegenden, wie z. B. in dem ganzen Lande von Waes, die Felder alle sechs Jahre einmal anderthalb Fuß tief umspatet. *)

Dagegen wendet man, als Nachtheile des sehr tiefen Pflügens, ein:

1. Daß solches mehr Arbeit, Kraft- und Zeitaufwand und stärkeres Geräthe erfodert, als das oberflächliche Pflügen.

2.

---

*) S. Anleitung zur Kenntniß der Belgischen Landwirthschaft, 1r Theil.

2. Daß eine tiefere Ackerkrume auch eine grössere Menge Dünger erheischt, als eine seichte. Dem ersten dieser Einwürfe ist wohl nichts entgegenzustellen. Es kömmt aber bey den landwirthschaftlichen Vorrichtungen nicht darauf an, welche mehr Arbeit und Aufwand erfodere, sondern welche die darauf verwendete Vorlage am besten bezahle? Diese Frage scheint mir durch den Gebrauch der Flamänder, wenigstens für Sand- oder dem ihrigen ähnlichen Boden, zu Gunsten des Tiefpflügens oder Rayolens entschieden. Man wird sich wohl nicht vorstellen, daß ein ganzes Volk, und zwar ein solches, das man, wie die Waesländer, als Meister in der Kunst betrachten muß, sich zum bloßen Zeitvertreibe einer so herben Arbeit, als da das Spaten ist, unterziehen werde, wenn es nicht nebenher von dem auffallenden Vortheile derselben überzeugt wäre. Ist einmal dieser Vortheil erwiesen, wozu man freylich vor der Hand von dem Boden die nöthigen Belege, mit gehöriger Vorsicht, fordern muß; so darf wahrlich kein vernunftmäßiger Landwirth davor zurückschrecken. Daß dieses, in Rücksicht auf den Boden, auch bey Hr. F. der Fall war, erwies der anfängliche Erfolg, indem die todte Erde, wie man sie gewöhnlich zu benennen pflegt, die er aus dem Abgrunde von 20 — 24 Zoll Tiefe hervorzog, ihm schon in den ersten Jahren sehr reiche und selbst bessere Ärndten gab, als er in der Folge davon gewann.

Der Einwurf in Bezug auf den Dünger ist nicht unbedingt wahr. Eine zwey Schuh tiefe Krume, die einmal zu dem gehörigen Humusgehalte gebracht worden ist, erheischt nach der Hand keine stärkere Zugabe von Dung, als eine nur 3 — 4 Zoll tiefe. Sie erheischt desselben vielleicht noch weniger, indem die Wurzeln der Gewächse ungehindert vorandringen, und sich ausser dem Humus auch noch wohl andere Lebensstoffe in größerm Maaße zueignen können. Allein jener tiefen Krume durch Kunst einen solchen Humusgehalt beybringen, wenn die Natur es nicht selbst, wie in sichern Niederungen, Polder- und Marschländern, gethan hat: das ist ein langwieriges und kostspieliges Unternehmen, das einen nicht sehr vermögenden Landwirth in wenig Jahren zu Grunde richten kann.

Hr. F. kaufte in den ersten Jahren vielen Dung bey; er unterhielt einen großen Viehstand; hatte eine starke Zulage von Wiesen; das Land wurde im ersten Jahre wie reine Brache behandelt; der Untergrund des Bodens war an sich selbst gut; er enthielt einige bisher noch nicht benutzte Theile; alles dieses konnte und mußte auf die ersten Ärndten einwirken. Sie waren nicht allein gut, sondern übertrafen auch, dem einstimmigen Zeugniß der Nachbaren nach, die ihrigen an Üppigkeit. Der Klee zumal war von ausserordentlicher Pracht. Dieses

läßt sich aber, leider! itzt nicht mehr von den Ärndten Hofwyls sagen. Ich bin sogar geneigt zu glauben, daß, wenn Hr. F. seinen Feldern nicht durch eine sehr sorgfältige Bearbeitung, durch ein unaufhörliches Jäten und Extirpiren, durch ein besseres Unterbringen der Saat, und einen überzähligen Viehstand zu Hülfe käme, daß, sage ich, seine Ärndten schon itzt weit hinter denen seiner Nachbaren stehen würden. — Warum? — Der Zukauf fremden Dungs hört auf und muß aufhören; der kleine Vorrath von natürlicher Fruchtbarkeit, der sich in dem vormals stets ruhenden Untergrunde gesammelt hatte, ist erschöpft, der Boden verarmt. Der Dung, der sonst nur zur Bereicherung von acht Zoll Erde bestimmt war, theilt sich nun unter vier und zwanzig Zoll Erde. Die Wurzeln der Gewächse müssen also in weiter, oft unerreichbaren, Ferne den Stoff suchen, den sie sonst um sich her versammelt fanden.

Unstreitig hat der Abgang an Dammerde einen wesentlich nachtheiligen Einfluß auf die physische Beschaffenheit des Bodens, auf welche doch bey der Vegetation so viel ankömmt. Es ist der Humus bekanntlich, der einen schweren Boden loser macht; einen sandigen mehr bindet; in einem trocknen mehr Feuchtigkeit aufnimmt, und sie am längsten zurückhält; aus der Atmosphäre die meiste Feuchtigkeit

und kohlensaure Luft an sich zieht *) u. s. w. Es bleibt also in jeder Rücksicht bedenklich, den Boden eines so wohlthätigen Stoffes zu berauben, es sey nun, daß solches durch Erschöpfung, oder durch die Beymengung zu vieler magern Erde geschehe.

Es scheint mir, daß wenn Hr. F. nicht dreymal so viel Vieh unterhält, als ein gewöhnlicher Bauer auf gleicher Ackerausdehnung unterhalten würde; wenn er dieses nicht 25, vielleicht 50 Jahre durchsetzt: so, sage ich, scheint mir, daß sein Boden schwerlich zu dem inneren Gehalte von Fruchtbarkeit gelangen werde, den gleiche Äcker anderswo haben. Wenn nun, wie bekannt, und wie wir als erwiesen ansehen, schon aus einem Viehstande von gewöhnlicher Stärke kein Vortheil, sondern Schaden hervorgeht: so muß dieser Schaden bey einem überzähligen, oder gar dreyfachen Viehstande noch ungleich größer werden, und das Resultat könnte seyn: daß dieser mehrere Jahre durchgesetzte größere Schaden zu dem Grundcapitale der Felder geschlagen, am Ende dieses Grundcapital über Gebühr, und also über den eigenen Werth der Felder hinaustreiben dürfte. Dem sey wie ihm wolle: so halte ich für

*) Vergleiche damit die, nach den vortrefflichen Versuchen des Hrn. Dr. Schübler, in dem fünften Hefte der landwirthschaftlichen Blätter von Hofwyl vorkommende Tabelle.

für Pflicht, jeden angehenden Landwirth darauf aufmerksam zu machen und ihm zu rathen, ohne die äusserste Noth, oder andere Beweggründe von der größten Wichtigkeit, sich nicht zu einer plötzlichen Vertiefung seiner Äcker zu entschließen, sondern die goldne Regel des allmähligen Verbesserns auch in diesem Stücke zu beobachten. Nur indem sie solche befolgten, haben die Bewohner des Waeslandes bey der Vertiefung ihrer Felder zu dem dauerhaften Wohlstande gelangen können, in welchem wir sie zu unsern Tagen erblicken.

Das tiefe Pflügen wird zu Hofwyl alle vier Jahre erneuert, das heißt: alle Jahre wird der vierte Theil der Felder wieder zu 20 — 24 Zoll Tiefe gepflügt. Ob es nicht in mancher Hinsicht vortheilhafter seyn würde, solches nur alle 6 Jahre zu erneuern, und statt 24 nur 16 — 18 vorzunehmen, lasse ich dem Bedenken des Lesers über. Der große Argauer Pflug, den Hr. F. dazu braucht, leistet dabey wirklich alle Dienste, die man fodern kann; ich wüßte wenigstens keinen, der zu jenem Zwecke passender wäre.

Mistpflügen.

Den Mist auf zwölf Zoll tief in die Erde bringen, scheint mir ein neues und bisher noch nicht erhörtes Verfahren, und ich weiß nicht, ob es darum, weil es neu ist, mit allen Begriffen streitet,

die

die ich mit der Zweckmäßigkeit eines seichten Mistunterpflügens verbinde? Ich will indessen meine Ansicht dieses Verfahrens hier auseinander setzen, und vielleicht wird der einsichtsvolle und wahrheitliebende Landwirth von Hofwyl sie nicht ganz unrichtig finden.

Die Brache wird allgemein als nothwendig anerkannt, theils um dem Boden seine durch die Cerealien erschöpfte Kraft wiederzugeben: theils, und hauptsächlich, um ihn während des Brachjahrs von dem überhandnehmenden Unkraut zu reinigen. Dieser doppelte Zweck, vorzüglich aber der letzte, kann auch in den meisten Fällen durch eine gehörig bestellte Brache, oder den Anbau der sogenannten Hackfrüchte erreicht werden. Es ist sogar sicher, daß dieses auf leichtem Boden nicht allein vortheilhafter, sondern auch besser durch eine bestellte, als reine Brache erlangt wird. Mehr Dung wird allerdings bey jener als bey dieser erfodert; dafür aber liefert sie auch einen wichtigen Ersatz an Hackfrüchten, worunter wir Wurzelwerk, Bohnen, Taback, Mohn, Raps, Mais u. dergl. verstehen. Der Hauptzweck also, sowohl der reinen als der bestellten Brache, bleibt die Reinigung des Ackers, und ist ohne sie nicht zu erlangen.

Was am meisten zur Zerstöhrung des Unkrauts in dem Brachjahre beyträgt, ist: daß darin, der Regel nach, zugleich auch der Dung aufgeführt wird. Denn erstlich wird mit diesem Dunge selbst

alle-

allemal Unkrautssaamen auf das Feld gebracht, der großen Theils in demselben Sommer aufgeht, und dann durch den Pflug oder die Hacke zerstört wird; zweytens kömmt die Wärme und Kraft, die der Dung dem Boden mittheilt, der Auflockerung und Mürbheit zu Hülfe, und diese Vereinigung bringt nothwendig auch den, schon länger in der Oberfläche befindlichen, Unkrautssamen zum Keimen und Treiben, um nachher ein Raub der Hacke zu werden. Es ist also die Hacke nicht allein, sondern die Wirkung des Dungs in Verbindung mit der Hacke, oder andern Reinigungswerkzeugen, welche die gewünschte Saüberung des Bodens in einem befriedigenden Grade hervorbringen kann. Je enger der Landwirth jene zwey Mittel zusammen verbindet, desto vollkommener muß er seinen Zweck erreichen. Wird aber der Dung sogleich zwölf Zoll unter der Erde vergraben, so weiß ich nicht, wie er das Keimen und Treiben sowohl des in ihm versteckten, als des in der obern Erdkrume liegenden Unkrautsamens fördern könne? Es scheint vielmehr, daß der Zweck der behackten Brache als Reinigungsmittel größtentheils dadurch verfehlt werde.

Doch gesetzt auch, daß dem nicht so sey; so frage ich: zu welchem Ende das Hacken und Reinigen auf dem Felde mit so vielem Eifer betrieben werde? Es ist wohl nicht für die Hack- oder Brachfrüchte allein; es ist mehr noch für das darauf folgende Sommergetreide, und hauptsächlich, um dem

in dieses Getreide gesäeten Klee einen reinen Stand zu verschaffen, und dadurch auf die ganze Frist des Umlaufes einzuwirken. Aber auch dieses große, dieses wichtige Ziel wird zu Hofwyl durch die Weise verfehlt, nach welcher man die Pflugarten daselbst aufeinander folgen läßt. Hat die Hacke, hat der Paßauf, hat der Haufelpflug daselbst in dem Brachjahre das Unkraut auf der Oberfläche zerstört: so kömmt die Reihe an das Tiefpflügen, und die gereinigte, gelockerte, der Luft ausgesetzte Krume wird 24 Zoll tief hinabgestürzt; eine unholde Erde mit all ihrem Unkrautssamen wird aus dem Abgrunde heraufgebracht, und dieser Erde wird das Sommergetreide und der Klee, die Stütze und Hoffnung der ganzen Wirthschaft, anvertraut. Was Wunder, wenn da dieses Sommergetreide so von Unkraut strotzt, als wenn Feindeshand es nächtlicher Weile über den Acker hingestreut hätte; wenn man hundert Hände zu Hülfe nehmen muß, um den Wust durch Ausziehen zu vertilgen, wie dieses wirklich in Hofwyl der Fall ist? — Unstreitig scheint mir, daß das Tiefpflügen den Brachfrüchten nicht nach-, sondern vorgehen müsse. Dann würde die Einwirkung der Atmosphäre während des Brachjahres den rohen aufgebrachten Grund verbessern; die Hacke würde ihn reinigen; die Bearbeitung ihn mürben, und so würde er nach einem 6 Zoll tiefen Umpflügen zur Aufnahme des Sommergetreides

und Klees zweckmäßiger vorbereitet seyn, als durch ein unmittelbar vorhergehendes Tiefpflügen.

Wir kommen wieder auf das Mistpflügen zurück, und glauben darin einen zweyten noch wesentlicheren Nachtheil zu entdecken. Das Consumirte so schnell als möglich zur Reproduction zu verwenden, und so einen ungestörten Kreislauf zwischen beiden hervorzubringen, ist wohl die höchste Stufe einer weisen Ökonomie. Es bleibt da kein Capital todt im Handel liegen. Alles wirkt in ewig reger Thätigkeit fort. So sehr Hr. F. von der Richtigkeit dieses Grundsatzes überzeugt ist, so scheint er doch demselben durch das zwölf Zoll tiefe Unterpflügen des Dungs entgegenzuhandeln. Der Nachtheil davon ist um so größer, als nicht allein die Brachgewächse, die doch durchgehends des Dungs so viel bedürfen, sondern auch die darauf folgende Cerealien und der Klee, den Dung zu jener Tiefe nur wenig oder gar nicht benutzen können.

Wenn wir z. B. sehen, daß der Hanf, der Kohl, der Raps u. s. w., selbst auf einem Dunghaufen wachsen mögen; wenn man gewöhnlich den Dung unmittelbar in Berührung mit den Kartoffeln in die Gruben, oder gar oben drauf zwischen das Laub bringt: so müssen wir schliessen, daß diese Früchte durchgehends den Dung lieben, und daß er nirgend besser als bey ihnen angebracht ist. Wenn aber die Kartoffeln zu Hofwyl auf 4 Zoll unter die Oberfläche gelegt werden, und sich zwischen ihnen

und dem Dunge noch eine Erdschichte von 6—8 Zoll befindet: wie soll da diese Pflanze, die gewohnt ist, mehr ober sich als unter sich zu faseln, die Kraft aus jener Tiefe hervorholen? Und auf jeden Fall, warum ihr die Arbeit bey dem Vegetationsprozesse erschweren? — In Bezug auf den Raps, machte Hr. F. in diesem Stücke eine auffallende Erfahrung. In einem Jahre, wo der Raps ziemlich schmächtig aufgewachsen war, und bey dem Eintritte in die Blüthe wenig versprach, erhielt er plötzlich ein neues Leben, fing an mit einer großen Üppigkeit fortzuwachsen, und wollte nicht aufhören zu blühen. Es entstand dadurch nothwendig eine ungleiche Reife, und man war gezwungen, entweder den ersten Samen dran zu geben, wenn man den Nachwuchs abwarten wollte: oder man mußte auf diesen Verzicht leisten, wenn man jenen nicht entbehren wollte. Dieses verrieth offenbar, wie Hr. F. mir selbst bemerkte, daß die Pflanzen weder vor noch gleich nach Winter mit ihren Wurzeln bis zu dem Dunge vorgedrungen waren; da sie aber diesen später erreichten, so begann in ihnen eine neue Kraft, die sich in Laub, Stängel und Blüthen ergoß; aber mehr Nachtheil als Nutzen brachte.

Hr. F. erzählte mir noch ein anderes Beyspiel gleicher Art, das mir aber entfallen ist. Diese Erfahrungen werden ihn vermuthlich bewegen, den Dung hinführo solchen Gewächsen näher zu bringen, wie dieses denn wirklich die vortheilhafteste und ein-

einzig wahre Verfahrungsweise dabey ist. Ich weiß wohl, daß er der Meinung ist, daß durch das tiefe Pflügen, welches nach dem Mistjahre folgt, die Bestandtheile, die sich aus dem Dung in die untere Schichte gezogen haben, wieder in die Höhe gebracht werden; allein ausser daß von dem Dunge, der schon 12 Zoll tief unter der Oberfläche steckt, wenig oder gar nichts noch tiefer hinabgespühlt werden kann, so scheint mir dieser Vortheil so unbedeutend, daß er mit dem Schaden nicht in Betracht kommen kann, der aus dem Vergraben der ganzen Düngermasse, als einem todten Capitale, erwächst. Daß dieses letztere in Hofwyl der Fall sey, darüber machte Hr. F. in diesem Jahre [1815] folgende, nicht zweydeutige Erfahrung. Bey dem Stoppelpflügen eines Winter-Gerstenfeldes zu Rüben, brachte der Pflug einen guten Theil des Dunges an die Oberfläche, der vier Jahre vorher auf das Feld gebracht worden war. Es hatten also die Vegetabilien in dieser ganzen Zeit wenig oder gar keinen Nutzen davon gezogen.

Was auf diesem Felde nur Zufall schien, das würde und müßte sich mehr oder weniger auf allen Feldern von Hofwyl äussern, wenn das für die verschiedene Pflugarten angegebene Maaß genau beobachtet würde, und der Pflug die Schnitte jedesmal vollkommen umwendete, d. i. das Unterste zu oberst brächte. Um solches zu begreifen, dürfen wir nur den verschiedenen Graden des Tiefpflügens

von

von Jahr zu Jahr nachgehen. Z. B. 1812 wurde der Dung aufgefahren und 12 Zoll tief untergepflügt, und das Land mit Hackfrüchten bestellt, wobey der Dung unverrückt liegen blieb *). 1813 wurde der Boden zum Sommergetreide 24 Zoll tief umgepflügt. Der Dung blieb also für dießmal wieder unverrückt an seiner Stelle liegen, und wurde, als im Mittelpunkt jener Erdschichte ruhend, blos um sich selbst herumgekehrt.

1814 trug der Acker Klee. Der Boden wurde nicht erbrochen, der Mist blieb also auch in diesem dritten Jahre an seiner Stelle.

1815, zu dem Wintergetreide, das in diesem Jahre den Boden deckt, ward im vorhergehenden Herbste das Kleepflügen zu 18 Zoll Tiefe vorgenommen. Der Pflug griff also um 6 Zoll unter den Mist, und brachte ihn beym Umlegen des Schnittes um 6 Zoll höher, also auch zu 6 Zoll unter die Oberfläche.

Nach

*) Der Verfasser der Bemerkungen zu den Briefen über die Landwirthschaft von Hofwyl sagt zwar, daß durch die wiederholte Anwendung des Häufelpfluges der Dung niemals lange unter dem Boden bleibe, ohne neuerdings vertheilt und aufgepflügt zu werden; allein dieses ist nicht so: denn nie dringt der Häufelpflug, noch weniger der Paßauf, bis zu einer Tiefe von 12 Zoll in den Boden. Freylich muß man bey dem Abmessen nicht, die Höhe des Walles mit der Tiefe des Grabens zusammenrechnen.

Nach der Abärndtung des Wintergetreides wurden die Stoppeln 6 Zoll tief untergebracht, und so kam endlich der drey Jahre zu 12 Zoll und ein Jahr zu 6 Zoll unter der Oberfläche liegende Mist wieder an den Tag.

Ob nun gleich das völlige Umkehren der Schnitte mit dem Pfluge nicht so mathematisch genau vor sich geht, daß der Dung nicht zum Theile aus seiner Stelle geschoben und mehr oder weniger mit dem Boden vermischt werde: so wird die Stelleveränderung des Dungs doch mehr oder weniger den Gang einhalten, den ich angegeben habe, und der sich in diesem Jahre zu Hofwyl offenbar gezeigt hat. Drey Jahre lang wird der Mist größtentheils unbenutzt in dem Boden liegen, und nur das Wintergetreide kann sich ihn im vierten Jahre zueignen. Und dieser Gang, glaube ich, kann unmöglich als vortheilhaft angesehen werden.

Eine ähnliche Bewandniß hat es auch mit dem

Kleepflügen.

Zu dem Wintergetreide wurde die Kleestoppel 18 Zoll tief untergefahren; da nun in dem darauf folgenden Jahre, oder zu Hackfrüchten, nur 12 Zoll tief gepflügt wird: so bleibt die Kleestoppel auch darinn zu jener Tiefe in der Erde, also unbenutzt, liegen; denn zu 18 Zoll Tiefe werden weder die Wurzeln des Getreides, noch die der Kartoffeln dringen. In dem dritten Jahre, wo der Pflug auf

24 Zoll eingreift, wird endlich die Kleestoppel der Oberfläche auf 6 Zoll nahe gebracht, und mag dann erst, im Falle noch etwas davon existirt, dem Sommergetreide frommen. Es wird also schwerlich jemand diesem tiefen Kleeunterpflügen das Wort sprechen wollen. Die Dungkraft der Kleestoppel liegt wahrlich nicht in der Spitze ihrer Wurzel; sondern in dem obern, dickern Theile derselben, in ihrer Krone, ihren Zweigen, ihren Blättern, und diese sind 16 — 18 Zoll tief unter der Oberfläche verborgen. Sollten denn auch einige der Wintergetreidewurzeln, sollten sichere Brachfrüchte bis zu dem tief vergrabenem Schatze vordringen: so sind das nur unbedeutende Ausnahmen. Denn ganz gewiß ist es aus der obern Krume und nicht aus der Tiefe, daß das Getreide und der größte Theil der Gewächse seine Nahrung zieht; wie würde sonst einer kränkelnden Weizen- oder Rockensaat im Frühjahre durch eine Überdüngung mit Asche und Taubenmist so nachgeholfen werden können, daß sie hernach einer andern, auf wohl gedüngtem Acker, nichts nachgiebt? Ich kenne Gegenden *), wo man die Kleestoppel bloß mit dem Pfluge abschält, sie tüchtig vereggt, Weizen darüber hersäet, und dann diesen sammt den Kleestoppeln unterpflügt. So etwas heist: dem Kinde die Suppe mit dem Löffel an den Mund bringen, um die Eßlust, durch die Gemäch-

*) Vergl. meine Beschreibung der Elsasser Landwirthschaft.

mächlichkeit sie zu befriedigen, zu unterhalten. Dagegen fürchte ich sehr, daß auf den Feldern von Hofwyl manche Wurzel auf dem Wege verschmachtet, noch ehe sie mit ihrem Munde bis zu dem animalischen oder vegetabilischen Dünger gelangen kann.

Das Capital liegt also bey dem Klee, so wie bey dem Dunge, zwey Jahre in der Erde, ohne Zinsen zu tragen; und wohl ihm, wenn es sich nicht auch zugleich selbst aufzehrte! Ich weiß wohl, daß H. v. F. von dem Grundsatze ausgeht: den Dung so weit als möglich von dem Getreide entfernt zu halten, um das Lagern zu verhüten; allein durch eine allzugroße Diät kann geschehen, daß das Getreide am Ende vor Schwäche nicht stehen kann, und das ist noch übler, als vor Üppigkeit umfallen. Wenn übrigens dieses die unvermeidliche Folge des Düngens in Hofwyl seyn sollte: so dürfte man ja nur die Hälfte des gewöhnlichen Dungs aufbringen; oder nach Art der Felgen nur wenig, aber oft düngen. Noch richtiger wäre, den Dung unmittelbar an sichere Brachgewächse zu bringen, die durch ihren schwelgenden Wuchs den Überfluß von Kraft wohl aus dem Boden ziehen, und sie mit Nutzen verwenden würden.

Einer besondern Vorrichtung Herrn Fellenbergs muß ich hier noch erwähnen. Er läßt nämlich bey

jeder Feldabtheilung, die umgepflügt werden soll, mit dem Spaten, und, so viel ich weiß, nach der Schnur eine regelmäßige Rigole abstechen, ausgraben und den Grund nach der entgegengesetzten Seite oder einer niedern Stelle des Feldes verführen. Es ist dieses eine der Arbeiten, welche die Kosten bey dem Feldbau wesentlich erschweren. Ihre Nutzbarkeit oder Nothwendigkeit kann mir nur da einleuchten, wo man den Pflug nicht gehörig zu führen weiß.

XXI.

Behandlung der Saat und Aerndte.

Nachdem die Oberfläche der Erde möglichst geebnet und mit dem Extirpator verkrümelt worden ist: so wird zur Einsaat geschritten. Aller Samen, von den Bohnen an bis zum Klee, wird mit dem Säekasten ausgestreut, untergebracht und gedeckt, welches alles in einem Zuge vor sich geht. Der Klee säet sich zu gleicher Zeit mit den Cerealien, fällt aber breitwürfig auf den Boden. Man beobachtet, daß die kleinen Furchen des Säekastens sich mit denen des Extirpators kreuzen. Es ist nicht zu laügnen, daß durch das Zusammentreffen jener Vorrichtungen die Feldarbeit um Vieles vereinfachet, und dadurch an Gespann- und Handarbeit gewonnen wird. Es ist unmöglich eine schöner bestellte,

besser

besser vertheilte, und gleicher hervorstechende Saat zu sehen als die Fellenbergische. Wer sie nur einmal gesehen hat, der wird gerne den Säekorb und die Egge weglassen, auch dann, wenn bey dem Gebrauche des Säekastens nichts an dem Quantum des Samens erspart würde. Dieses Ersparen ist aber sehr groß. H. F. schlägt solches auf die Hälfte der gewöhnlichen Aussaat an. Auf den Drittel kann jeder sicher dabey zählen. Die übrigen Umstände und Vortheile dieser Säeart werden wir bey dem Artikel der Fabrication der Ackerwerkzeuge nachholen. Irrthum zu vermeiden, muß ich hier sagen, daß bey dem Säen mit dem Fellenbergischen Kasten von keinem Behacken und Haufeln der Getreidereihen die Rede ist, indem sie so nahe beysammen stehen, daß keine Pferdehacke dazwischen anwendbar ist.

H. F. läßt weder Winter- noch Sommergetreide nach der Einsaat, oder wenn es ausgelaufen ist, eggen oder walzen. Er hält dennoch das schwere Walzen einer allzuüppigen Saat für sehr zuträglich, indem sie dadurch in ihrem Wachsthume gehemmet wird; auch, glaube ich, weil das starke Zusammenpressen des Bodens den Wurzeln das schnelle Vordringen erschweret. — So viel ich weiß, bedient H. F. sich gegen das Lagern des Getreides manchmal eines Seiles, das von zwey Personen über die schon etwas hohe Saat gezogen wird, um die schweren Thau- oder Regentropfen von dem üppigern

Getreide abzustreifen. — Als ein unversöhnlicher Feind des Unkrauts, läßt H. F. seine Getreidefelder jäten, zumal alles höhere und sich stark besamende Unkraut ausziehen. Man wird daher nicht leicht reinere Getreidefelder erblicken, als es die seinigen sind. Die darauf fallende Kosten sind aber auch nicht wenig beträchtlich. Mit Disteln und Dornen wird der Mensch nun wohl immer zu kämpfen haben, und der fährt am schlechtesten, der sich diesem Kampfe gänzlich entzieht. Nur muß niemand hoffen, dem Wesen für immer ein Ende zu machen, noch vergessen, die Kosten gegen den Nutzen des Erfolgs in Anschlag zu bringen.

Das Getreide wird zu Hofwyl, wie in der ganzen Gegend, mit der Sense abgebracht. Nur die Wintergerste sah ich mit der Sichel schneiden. Die Kornsense ist von der Heusense nur durch ihr kürzeres Messer unterschieden. Man setzt ihr keinen Sprigel oder Kamm weder von Holz noch von Tuch auf. Zur Noth kann man sich auch der Heusense bey dem Getreide bedienen; nur muß man sie weder zu tief noch zu lang eingreifen lassen, wodurch die Halme beym Fallen untereinander gerathen würden. Die Arbeit des Mähens geht ganz gut und ohne Körnerverlust von statten; ich kann aber nicht ein Gleiches von dem Sammeln sagen. Da die hintere Schwade jedesmal mit ihrer Höhe auf den untern Theil der vorhergehenden zu liegen kömmt, so können sie in diesem Zustande nicht ohne Mühe in Garben

ben gebunden werden. Es folgt also jeder Sense eine Sammlerinn, welche die Schwaden aufhebt, und sie nach ihrer Linken in einer Richtung, reihenweise hinlegt. Zu dem Ende greift sie mit einer Sichel unter jede Schwade ein, lichtet sie auf, damit sie selbe mit der andern Hand fassen kann; bringt so drey vier Schwaden aufeinander, so viel sie zusammenfassen kann, und legt sie dann zur Seite und in Ordnung. Durch diese Verrichtungen, die sich durch keine Beschreibung versinnlichen lassen, leidet denn das Getreide so viele Erschütterung, daß bey trockenem Wetter und reifem Zustande nothwendig viele Körner ausspringen müssen. Indessen ist dieses vorlaüfige Zurechtlegen, gleich hinter der Sense, doch nöthig, indem später der Verlust noch größer seyn würde.

Zwey Mäher, nebst zwey Gehülfen, können mehr als eine Juchart in einem Tage niederlegen. Die Arbeit mit der Sense hat ihre eigenen Handgriffe. Man darf damit nicht, wie bey dem Grase, in einem Bogen mähen, sondern muß einen kürzern und geradern Zug thun. Die Spitze der Sense muß nicht gesenkt, sondern eher etwas aufgerichtet werden. Die Arbeit muß wie mit einem Striche und nicht mit einem Schwunge geschehen.

Wegen Förderung der Arbeit, gebe ich der Sense vor der Sichel den Vorzug, und bin der Meinung, daß auch nicht mehr bey jener als bey dieser ausfalle. Ohngeachtet alles dessen, was man zum Vortheile

dieser

dieser letzten angeführt hat, habe ich mich nie überzeugen können, daß der Schaden dabey unbedeutender sey, als bey der Sense, zumal der niederländischen Hausense oder Sichte, die ich noch immer jeder andern Abbringungsart vorziehe. Der Gebrauch der Sense bey dem Getreide ist nur erst seit wenigen Jahren in der Gegend von Hofwyl allgemein geworden. Und diese spätere Aufnahme zeugt immer etwas zu Gunsten eines Werkzeuges. Man legt das Hergebrachte, an das man von Jugend auf gewöhnt ist, nicht gerne ab, wenn man nicht überzeugt ist, daß man es durch etwas Zweckmäßigeres ersetzen kann. Der Bauer zumal klebt an den Fußstapfen seiner Väter, sollten sie auch gleich etwas unbequemlich seyn; und offenbar muß er Nutzen vor sich sehen, wenn er sie verlassen soll.

H. F. scheint zum Grundsatze angenommen zu haben: alle Gewächse bis zu ihrer vollkommensten Reife stehen zu lassen. Dieses mag wohl nicht immer zu ihrer Qualität, wohl aber etwas zu ihrer Quantität beytragen; indessen läuft auch diese nicht selten Gefahr. Das Wetter zur Ärndte steht nicht in unserer Hand, und ich wollte immer lieber etwas zu früh als zu spät ärndten. Hat ein Verlust auf dem Felde statt, so trifft er stets den besten Theil der Körner; und nichts ist trauriger, als von schlechtem Wetter bey dem wichtigen Geschäfte der Ärndte überrascht zu werden.

XXII.

XXII.

Fruchtfolge und Pflanzenbau.

Aus dem, was wir über das Pflügen gesagt haben, erhellt, daß H. F. den bekannten Vierfelderfruchtwechsel beobachtet. Nämlich:

1. Jahr behackte Brachfrüchte, gedüngt;
2. — Sommergetreide;
3. — Klee;
4. — Wintergetreide.

Hr. F. kann eben so wenig, als ich, diesen Fruchtwechsel als die höchste Stufe des Ertrages und einer guten Cultur ansehen; wohl aber als das Mittel, sich in den Stand zu setzen, eine mehr lohnende Fruchtfolge einzuführen. So lange nicht erwiesen wird, daß aus dem Vieh ein beträchtlicher reiner Gewinn hervorgeht, — und dieses wird wohl in der Regel nie und nimmer der Fall werden — so lange wird man auch nicht erweisen, daß ein befriedigender Gewinn aus jenem Fruchtwechsel hervorgehen könne; in der Voraussetzung, daß man aus dem Brachfelde die eigentlichen Handelsgewächse, die baar verkauft werden, ausschließt, und diesen nicht wenigstens die Hälfte davon, oder einen achten Theil des Ganzen, anweist; wodurch denn nur $\frac{3}{8}$ des Ackers dem Vieh, und $\frac{5}{8}$ dem Menschen zu gut kommen.

Die ganze Hälfte der Äcker dem Vieh preisgeben, um so viel Dung zu machen, die andere

Hälfte

Hälfte bestellen zu können, heißt ungefähr eben so viel, als: in jedem ersten Jahre reine Brache halten, um im zweyten Jahre Getreide ohne Dung erzielen zu können. Bey 1. Rüben oder Kartoffeln, von dem Vieh verzehrt, 2. Gerste, 3. Klee, 4. Weizen, dürften auf mittelmäßig gutem Boden nur wenige Leute ihre Rechnung finden. Nur ein dürftiger Boden, ein gänzlicher Abgang an natürlichem Graswuchse, oder ausserordentliche Umstände können einen solchen Umlauf rechtfertigen. Da H. F. nun zum Theile im ersten dieser Fälle war: so hat er mit Recht jenen Fruchtwechsel angenommen und beybehalten; aber gewiß wird er in dem Verhältnisse davon abweichen, als die Hindernisse dagegen gehoben werden. Man kann zwar den Boden von Hofwyl auf keine Weise von Natur dürftig nennen; man hat ihn aber durch das Pflügen einigermaßen dazu gemacht. Ausserdem nöthigten auch die ausserordentlichen Verbesserungen oder vielmehr die gänzliche Umwälzung der Wiesen Herrn Fellenberg, dem Vieh mehr Raum auf den Ackerlanden anzuweisen. Dem ohngeachtet kann man schon itzt annehmen, daß er nur $\frac{3}{8}$ dem Viehe überläßt, indem kaum die Hälfte der Hackfrüchte diesem zu gut kommen. Wird also dermaleinst H. F. mit der Verbesserung seiner Wiesen gänzlich zu Stande seyn: so wird er die Hälfte des künstlichen Grünfutters können eingehen lassen, und andere Gewächse dafür anbauen. Oder er wird mit Beybehaltung der ganzen Felderabtheilung zum

Grün-

Grünfutter eine große Menge Wiesenheu alljährlich zu verkaufen haben; welches in der Schweiß von hohem Belange ist. Bis dahin aber wird H. F. wohlthun, den Hebel der Vierfelderwirthschaft beyzubehalten: so wie er wirklich der einzige war, zu dem er bey seinen unternommenen Veränderungen greifen durfte.

Wir kommen nunmehr zu der Art, nach welcher die in jenem Fruchtwechsel vorkommenden Gegenstände zu Hofwyl bestellet werden.

Erstes Jahr, oder Hackfrüchte.

Man baut zu Hofwyl hauptsächlich: Kartoffeln, Bohnen, Raps und Weißkraut. Wenigstens sah ich im Jahre 1815 nichts anderes. Zu allen diesen Gegenständen wird mit 20—24 vierspännigen Fudern gedüngt, und der Dung, wie schon gesagt, 10—12 Zoll tief untergepflügt. Zur Vermürbung des Bodens, wird nachher die vielfüßige Pferdhacke angewendet, und nach Beschaffenheit auch die Walze und Egge zu Hülfe genommen.

Kartoffeln.

Obgleich, der bey dem Pflügen aufgestellten Regel nach, der Mist zu Hofwyl 12 Zoll tief in die Erde kommen soll: so geschieht dieses doch nicht immer; und H. F. spricht in dem zweyten Hefte seiner landwirthschaftlichen Blätter [Seite 87] von einem achtzölligen Unterpflügen des Dungs oder gar

von dem Düngen in die Gruben, welche beide Verfahrungsarten der ersten gewiß um vieles vorzuziehen sind.

H. F. läßt seine Kartoffeln mit dem Spaten pflanzen, wie es die Taglöhnerfamilien auch in den Niederlanden thun; wobey die Kartoffeln der vorhergehenden Reihen mit dem Grunde aus der der folgenden gedeckt werden. Auf gleiche Weise pflanzt man auch im Elsaß die Kartoffeln, nur bedient man sich dabey der Haue, statt des Spatens, und wirklich scheint der Gebrauch dieser letztern die Arbeit ein wenig mehr zu fördern. Einer richtigern Eintheilung wegen, bediente sich H. F. vormals einer Knotenschnur, und seit einigen Jahren einer aneinandergesetzten Latte. Da die Verfahrungsart umständlicher in dem angeführten Hefte beschrieben ist: so wäre es überflüssig, sie hier auseinander zu setzen. Daß bey dieser Pflanzungsart die Kartoffeln sehr ebenmäßig von einander zu liegen kommen, wird niemand bezweifeln; daß dieses Pflanzen aber so schnell, oder gar noch schneller von statten gehe, als das Pflanzen mit dem Pfluge, muß ich, da ich dieses selbst getrieben, und jenes zweymal zu Hofwyl angesehen habe, entschieden verneinen; es seye denn, daß man die Zahl der Arbeiter dabey verdoppele. Die Sache leuchtet von selbst ein, wenn man bedenkt, daß der Pflug alle Stecher mit dem Spaten erspart, und nur die Einleger erheischt. Es ist zwar gesagt worden: daß jeder bey dieser Pflanzungsart Ange-

stellte ein besonderes Interesse habe, die andern zu beaufsichtigen; daß die Einleger die Grubenstecher, die Grubenstecher die Misteinwerfer und diese die Einleger antreiben. Dieses alles aber thut der Pflug auch, und noch kräftiger; indem die Pferde sich in ihrem Gange nicht ohne Umstände aufhalten lassen. Übrigens wird bey der Spatenarbeit das Treiben dem Trägen Gelegenheit geben, wo er nur kann, manche Grube oberflächlich auszustechen, um mit den Thätigen zu gleicher Zeit fertig zu werden. Ich bleibe überzeugt, daß wer nur immer mit einem guten Pfluge Kartoffeln eingelegt hat, sie im Großen auf keine andere Art mehr wird pflanzen wollen. Die mathematische Genauigkeit der Zwischenraüme, und die schnurgrade Richtung ist bey den Kartoffeln nicht erfoderlich; selbst wenn man Pferdehacke und Haüfelpflug anbringen will.

H. F. läßt ganze Kartoffeln von unbedeutender Größe, das Stück von etwa 2 — 3 Loth, und immer zwey in jede Grube legen. Die Entfernung der Hörste beträgt drey Fuß nach allen Seiten. Ungefähr zehn Tage nach der Pflanzung wird das Feld mit dem Extirpator überzogen. Später wird gepferdehacket, und gehaüfelt, wie solches ausführlicher in dem zweyten Hefte der Blätter von Hofwyl erklärt worden ist. Ein Pferd, ein Mann und ein Knabe fertigen mit der Pferdehacke eine Juchart in zwey Stunden ab. Dasselbe soll auch mit dem Haüfelpflug der Fall seyn; jedoch werden zu diesem

zwey Pferde erfodert. Auf abhängigen Feldern läßt H. F. den Haufelpflug nur in einer Richtung durchgehen; in derjenigen nämlich, die dem Hange entgegengesetzt ist, ohne welches der Regen die Erde aus den Furchen mit Gewalt wegschwemmen würde. Auch läßt er in diesem Falle die Kartoffeln auf den Reihen selbst um vieles näher zusammen legen.

Die Kartoffeln werden zu Hofwyl mit der Hacke ausgethan. Das Kraut wird sogleich auf die Dungstädte geführt, unter den Mist gebracht und mit Jauche begossen. Das Feld wird nach der Ärndte mit dem Extirpator geebnet, und die noch zum Vorscheine kommenden Kartoffeln werden nachgelesen. Die Kartoffeln sind hier ein wahres Unkraut, und schlagen so haufig aus, daß H. F. sich genöthiget sieht, sie unter dem Sommergetreide ausziehen zu lassen; wenigstens war dieses im Jahre 1815 der Fall. Rührt dieses von dem nachlässigen Aushacken, oder dem tiefen Einlegen, oder dem noch tiefern Mistunterpflügen *) her, nach welchem letztern vielleicht einige der kleinern Knollen sich in der Erde verlaufen, oder von allen drey Ursachen her, das weiß ich nicht; aber ganz gewiß ist mir noch nie

*) Obgleich vorhin vom Misteinwerfen gesprochen worden, so geschieht das Unterbringen des Dungs für die Kartoffeln zu Hofwyl doch gewöhnlich mit dem Pfluge, und zwar, der daselbst angenommenen Regel nach, 12 Zoll tief unter die Oberfläche.

nie ein so starkes Ausschlagen der Kartoffeln vorgekommen.

Die Kartoffeln machen zu Hofwyl unter den Hackfrüchten den Hauptgegenstand aus. Hr. F. pflanzt ihrer gewöhnlich 20 — 30 Juchart, die er auch zum Unterhalte der starken Bevölkerung seiner Oeconomie braucht; ausser, daß er auch die Pferde damit füttert.

Raps.

Der Raps wird im September auf etwa zwey Fuß entfernten Reihen gesäet. Dieses geschieht mit der Schiebsäebüchse. Zu dem Ende werden die Furchen vorher mit dem Furchenzieher geöffnet. Mit zwey Mann und zwey Pferden können täglich 6 Juchart befurchelt werden. Sobald der Same aufgegangen und die Witterung günstig ist, werden die Zwischenraüme der Reihen mit dem Paßauf gereiniget. Diese Vorrichtung wird manchmal noch einmal vor Winter und im Frühjahre wiederholt. Zuletzt werden die Reihen mit der Pferdehacke etwas angehaüfelt *).

So-

*) Ob es nicht rathsamer seyn würde, nicht den September abzuwarten, sondern sogleich nach der Getreide-Aerndte zu säen, und dabey nach der Methode zu verfahren, die ich im zweyten Theile der Belgischen Landwirthschaft umständlich beschrieben habe: das lasse ich dahingestellt seyn. Glauben sollte ich immer, daß das

Sobald der Raps vom Felde ist, läßt H. F. die Stoppeln oder Strunken mit der Hand ausziehen, auf den Dunghaufen bringen und das Land mit dem Extirpator überfahren; worauf das Feld vor dem ausgefallenen Samen sich gewöhnlich mit Rapspflanzen überzieht, welche später untergepflügt werden. Geschieht dieses, wie ich nicht zweifle, um das Feld nachwärts mit Wintergetreide zu bestellen, so ist solches allerdings vortheilhaft; sollte aber Sommergetreide folgen, zu welchem 24 Zoll tief gepflügt wird: so wäre diese Pflanzendüngung freylich verlohren. Ich halte überhaupt, sowohl den Raps als die Bohnen für eine bessere Vorbereitung für das Winter- als Sommergetreide. Indessen wird so tief, wie zu Hofwyl, zu diesem gepflügt: so ist es durchaus gleichgültig, was auf jene Brachfrüchte folge.

H. F. hat auch manchmal Rüben in demselben Jahre nach dem Raps folgen lassen. Der Versuch aber,

das frühe Säen einer Pflanze, welche die eigentliche Kraft und Stärke ihres Baues vor Winter erhalten muß, indem sie im Frühjahre sogleich in die Höhe schießt und sich dann nur mit dem Erzeugungsgeschäfte des Samens abgiebt; daß, sage ich, ein frühes Säen zu ihrer Vollkommenheit nöthig sey. Verfährt man dabey mit dem Anhäufeln, wie ich in gedachter Schrift, nach eigenen Versuchen, angegeben habe: so wird man von dem Froste nichts zu fürchten und eine reichere Aerndte, als bey dem Spätsäen, zu erwarten haben.

aber, Rüben unter den Raps zu säen, scheint nicht gelungen zu seyn. Sie sind ein Raub der Erdflöhe geworden. Möhren schicken sich in jedem Betrachte dazu besser. H. F. hatte im vorigen Jahre einen Theil Rotabaga stehen lassen, und sie kamen in diesem Jahre zu Samen. Sie versprachen viel, leisteten aber wenig; indem der größte Theil der Schoten nur taube Körner trug, welches aber von dem allzudichten Stande dieser Pflanzen herrührte. Sie hatten nicht über einen halben □ Fuß Raum; statt daß sie noch dreymal so viel Raum nöthig gehabt hätten. Daß der Rotabaga-Samen nicht so leicht ausfällt, als der des Rapses, davon überzeugte ich mich auch in diesem Jahre.

Mich wunderte, daß man weder zu Hofwyl, noch sonst in der Gegend, keinen Gebrauch von den Rapshülsen bey der Fütterung macht; da sie doch dabey das Häckſel auf eine vortheilhafte Weise ersetzen.

Pferdebohnen.

Sie werden im May in zwey Fuß entfernten Reihen gesäet. Die Zwischenraüme werden zweymal mit dem Paßauf gereiniget, und darauf mit der einscharigen Pferdehacke behaüfelt, welche wirklich hierzu wohlgeeignet ist. Das Unkraut, was sich später zeigt, wird mit der Hand ausgezogen. Hr. F. läßt manchmal im July Rüben mit dem Handschiebsäer zwischen die Bohnenreihen eindrillen.

Die

Die Bohnenstängel werden, wenn sie zureichend angesetzt haben, mit der Sichel geköpft; auch dann, wenn sich kein Mehlthau daran zeigt, welche Vorrichtung ich jedoch in diesem Falle für ganz überflüssig halte. Die Bohnen werden mit der Sichel abgebracht und in kleine Haufen gegeneinander auf dem Felde angestellt. Man kehrt dabey die oberen Theile nach der Erde zu, und die unteren nach der Höhe; weil solches ein schnelleres und gleichzeitigeres Trocknen bewirken soll. Die Ärndte wird, so viel möglich, bey gutem Wetter vorgenommen, weil sich bey dem Regen die Schoten öffnen. Man bindet sie auf Tüchern in Garben. Das Stroh dient den Schweinen zur Streue. Man säet 2 Mäß, und die Juchart soll ihrer 80 — 120 wiedergeben. Das Mäß gilt 15 — 25 Batzen.

Wenn Rüben zwischen die Bohnen eingesäet worden sind, so werden die Raüme, welche die Bohnenreihen eingenommen haben, mit der Pferdhacke bearbeitet. Ich glaube aber, daß H. F. das Rübensäen zwischen den Bohnen aufgegeben hat.

Weißkraut oder Kopfkohl.

Diese Pflanze wird zu Hofwyl auf Reihen in einer Entfernung von 3 Fuß nach allen Seiten gepflanzt. Man bedient sich dazu, wie bey den Kartoffeln, einer Knotenschnur, oder aneinander gehefteten und bezeichneten Latte. Man hackt, nach hiesiger Landesart, für jede Pflanze eine flache

Grube

Grube aus, und vertheilt den daraus gezogenen Grund über die Oberfläche. Man bohrt mitten in der Grube mit dem Finger oder einem Pflanzstock ein Loch, worein der Setzling gesteckt wird. Man drückt den Grund mit der Hand, jedoch nicht zu nahe bey der Pflanze, an. Sind die Setzlinge im Wachsen: so wird Jauche in die Gruben gegossen, welches ihr Wachsthum augenscheinlich befördert. Darauf wird der Grund mit der Hacke in die Gruben gezogen und das Feld geebnet. Sobald sich Unkraut zeigt, wird gepferdehackt und der Grund aufgelockert. Im Herbste werden die untersten Blätter abgenommen und verfüttert. Die Kohlköpfe sollen im Durchschnitte 10 — 14 Pfund wiegen, und die Juchart 500 bis 550 Zentner abwerfen.

Der Kohl wird sammt der Wurzel ausgezogen. Was nicht zum Verkaufe bestimmt ist, wird in einen Keller gebracht, in welchem eine Schichte von 8 — 10 Zoll lockerer Erde liegt. Man begießt sie etwas und pflanzt dann die Stämme hinein, doch so, daß sie sich nicht fest einander berühren. Auf diese Art sollen sich die Kohlköpfe bis zum Frühjahr hinaus frisch erhalten. Man verwahrt sie auch wohl unter freyem Himmel. Zu dem Ende sticht man in dem Garten einen Graben aus, der die Tiefe und Breite hat, daß ein Kohlkopf hinein kann. Man drückt die äussern Blätter über dem Kopfe zusammen, und steckt ihn dann in den Graben, und zwar so, daß die Wurzel nach der Höhe

und über der Erde hervorstehe. Die Köpfe dürfen sich aber in der Grube nicht berühren. Darauf wird mit den ausgestochenen Grund die Leere des Grabens gefüllt, und eine leichte Erhöhung aufgeworfen, aus welcher jedoch die Wurzeln zum Theile hervorragen. Gegen den Frost schützt man sie später mit etwas Laub oder Stroh. — Die Kohlköpfe werden nur dann zu Hofwyl verfüttert, wenn sie in geringem Preise stehen.

Zweytes Jahr, oder Sommergetreide.

Hr. Fellenberg säet Sommerweizen, Sommerdinkel und Hafer. Es scheint, daß er sich besser bey dem Weitzen als der Gerste stehe. Der Hafer kömmt in den tiefern Theil des Feldes, wird daselbst sehr schön, ist aber dem Lagern unterworfen. Der Weitzen ist bis itzt noch die Hauptsommerfrucht zu Hofwyl.

Wir haben gesagt, daß der Boden zu der Aufnahme des Sommergetreides 24 Zoll tief umgepflügt würde. Dieses geschieht, so viel möglich, vor Winter, oder auch im Winter während trockener und schneeloser Witterung. Da eine solche Pflugart nothwendig vielen spröden Grund in die Höhe bringt, so wird das Feld im Frühjahre strenge mit der eisernen Egge vereggt, geebnet und mit der vielschaarigen Pferdhacke zerkrümelt. Allenfalls wird auch noch die Walze zu Hülfe genommen. Das Einsäen

des

des Getreides mit dem Säekasten geschieht in durchkreuzender Richtung mit der letzten Pferdehackenarbeit. Ob Hr. F. von der neuen Einrichtung seines Säekastens, vermittelst welcher man den Klee zugleich mit dem Getreide aussäet, Gebrauch macht, weiß ich nicht.

Das Sommergetreide erfodert zu Hofwyl viele Jätearbeit. Wir haben die Ursache davon schon oben angegeben. Die Armenzöglinge leisten bey dieser Arbeit sehr wesentliche Dienste.

Die Sichel wird bey dem Abbringen der Cerealien-Ärndte nur dann gebraucht, wenn der Klee sehr hoch darunter aufgewachsen ist. Hr. F. läßt alsdann das Getreide über dem Klee abschneiden, und mäht diesen später mit sammt den Stoppeln ab, welches, zu Häcksel geschnitten, ein sehr gutes Pferdefutter giebt. Ob viel durch jenes Hochabschneiden gewonnen wird, weiß ich nicht. Rechnen wir das behutsamere Abschneiden, das mühsamere Sammeln, und bey feuchtem Wetter das langsamere Nachreifen des Getreides, das seiner kurzen Halme wegen zwischen den Klee einsinkt; bedenken wir, daß durch das Auftreten der Schnitter, der Sammler, der Binder, der Auflader, durch den Huf der Rosse, den Druck der Räder, der Klee großen Theils an den Boden gedrückt, und zum Theile zerdrückt wird: so scheint räthlicher, Klee und Getreide mit einander abzumähen. Etwas länger als gewöhnlich muß das Getreide, das stark

mit Klee unterwachsen ist, zum Nachreifen auf dem Felde stehen bleiben, als anderes; unterdessen habe ich nie eine üble Folge davon verspührt. Hr. F. selbst erzählt darüber einen merkwürdigen Fall. Im Jahre 1808 wurde sein Sommergetreide, zur Zeit der Reife, durch Sturm und Schlagregen zu Boden gedrückt, und mußte mit sammt dem Klee abgeschnitten werden. „Ich würde, sagt er, zu viele Körner verlohren haben, wenn ich den Weizen auf dem Falle gelassen hätte, bis dahin der Klee darunter zu Heu geworden wäre. Ich ließ die Garben, so dicht als möglich und über 30 Fuß hoch, in der Scheune aufeinander setzen, damit die in dem Klee enthaltene Feuchtigkeit vermittelst einer hinlänglichen Gährung verdunsten möge, ohne das Getreide mulstrig zu machen, welches mir denn auch gelungen ist.“ Diese Erfahrung ist wichtig, und kann bey Fällen, wo der Klee eine starke Höhe unter dem Getreide erreicht hat, zur Beruhigung dienen, beweist aber auch zugleich, daß das hohe Absicheln über der Erde bey solchem Getreide keineswegs nöthig ist.

Hr. F. säet keine Sommergerste, indem er sie für aussaugender, unsicherer und weniger einträglich hält, als den Sommerweitzen. *) 1815 hat er

*) Daß die Gerste den Boden stärker angreife, als der S.-Weitzen, diese Meinung herrscht auch zu Hoerdt bei Strasburg. Siehe Beschreibung der Elsasser Landwirthschaft.

er auch einen Versuch mit Sommerdinkel gemacht. Der Ertrag fiel aber gar nicht befriedigend aus. Der Dinkel war so sehr von dem Roste befallen worden, daß Hr. F. ihn beynahe vor der Reife hätte abmähen lassen, statt daß der auf demselben Felde ausgewachsene Sommerweitzen nur wenig davon gelitten hatte. Indessen stand auch dieser nicht zum besten. Es scheint, daß ihm die lange, kalte und nasse Witterung, die wir im Juni und Juli in der Schweitz hatten, durchaus zuwider war.

Hr. F. nimmt auch manchmal Wintergetreide in dieses Feld auf, und ich weiß nicht, ob er nicht besser stehen würde, den Sommergetreidebau, nach dem Beyspiele seiner Nachbaren, ganz aufzugeben. Diese bauen nur Spelz und Rocken, und sehr wenig Hafer. Sie behaupten, daß das Clima in vielen Jahren bey ihnen zu rauh für etwas anderes sey. Ich gestehe, daß ich immer viele Achtung für solche allgemeine Beobachtungen und Erfahrungen einer ganzen Gegend hege, wenn sie gleich nur von gemeinen Landleuten herrühren. Sie haben immer etwas für sich, und man wird, im Durchschnitte von mehreren Jahren, sich wohl dabey befinden, sie zu befolgen. Sich so wenig als möglich von dem gebahnten Wege, insofern er nicht der Vernunft, oder einer bessern Erfahrung entgegenläuft, entfernen, ist einer meiner Lieblingsgrundsätze. Ist das Einmalhergebrachte wirklich gut, so bleibt seine

Beybehaltung oft gerathener und sicherer, als seine Umtauschung gegen ein Neues, selbst Besseres.

Wir beobachteten in diesem Jahre unter dem Sommerweitzen etwas Staubbrand, welcher jedoch nicht von Belang war. Dieser Brand weicht von dem des Winterweitzens darin ab, daß bey diesem der Ruß in den Bälglein oder Spelzen eingeschlossen bleibt, und die kranken Körner sich nur durch die Farbe und ein kränkelndes Ansehen von dem gesunden unterscheiden. Bey dem Sommerweitzen gegentheils geht die Ähre schon schwarz und rußig aus dem Halme hervor, und zeigt keine vollständige Form von Körnern. Ein anderer Feind, den wir wahrnahmen, bestand in einer kleinen weißen Made, vermuthlich Fliegenmade, die sich auf eine besondere Weise eingenestelt hat. Das Feld stand schon ganz in Ähren: da nahm man hier und da einige Halmen wahr, auf denen die Ähre nicht aus der Scheide schlüpfen wollte. Der Halm blieb niedrig, und war gegen die übrigen Halme ungewöhnlich dick. Öffnete man die Scheide: so fand man die Ähre kurz und gedrängt, und an dem untern Theile auf einer Seite etwas angefressen. Ging man dem Fraße nach, so traf man auf eine flache Rinne, welche die Made, im Herabsteigen, in die Rinde des Halms eingefressen hatte. Verfolgte man die Rinne bis auf einige Zoll abwärts: so war man gewiß, daselbst den Wurm, oder an seiner Stelle eine braunrothe Larve zu finden. Nie fand sich

mehr als eine Made auf jedem Halme. Es scheint sonderbar, wie das Entstehen, und geringe Benagen [und dieses letztere blos in vertikaler Richtung] eines so kleinen Insektes die ganze, übrigens gesunde, Ähre abhalten konnte, in die Höhe zu schiessen, und ihre Blattscheide zu durchbrechen. Die Ähre scheint, von dem Augenblicke an, als die Fliege ihr Ey hineingelegt hatte, aufgehört zu haben, in die Höhe zu schießen. Da solches aber den Zulauf der Säfte nicht hindern konnte, so legte sich der Saft auf die Verdickung der Rinde an. Diese Dicke des Halms war ihrer Seits der Made zu dem Fortgange ihrer Existenz nöthig, indem sie in der Rinde eines Halms von gewöhnlicher Dicke keine zureichende Nahrung, noch das Mittel gefunden hätte, sich eine Aushölung, als den Ruheort zu ihrer künftigen Umwandlung, zu graben. *)

Drit-

*) Seitdem ich dieses schrieb, gab Hr. D. Schübler mir darüber folgende weitere Nachricht:

„Sie erinnern sich ohne Zweifel jener im Verlaufe dieses Sommers von uns aufgefundenen Larven von Insekten, welche mit dem Staubbrande in näherer Verbindung zu stehen scheinen. (?) Sie entwickelten sich seither. Ich hatte sie in Gläsern zugleich mit den Getreideähren aufbewahrt; sie verpuppten sich darin, und kamen nach etwa 21 Wochen unter zweyerley Gestalten zum Vorscheine. Die eine ist eine Art von Fliege, die Musca lineata Fabricii; die andere ein Ichneumon,

des-

Drittes Jahr, oder Klee.

Wenn der Klee unter irgend einigen Umständen ein schnelles Wiederkommen, worunter ich ein vierjähriges verstehe, verträgt: so sollte man sagen, daß es da geschehen müsse, wo der Boden alle vier Jahre sorgfältig behackt und sehr tief gepflüget wird; wo also die Wurzeln des Klees weit um sich greifen können, und jedesmal eine frische Erdkrume finden. Wo endlich weder Dung noch Gips gesparet wird, der Boden tief, etwas feucht und von einer Art ist, die

dessen nähere Species noch nicht in den Systemen verzeichnet zu seyn scheint. Merkwürdig ist es, daß sich diese beiden, der Gestalt nach so sehr verschiedene, Insekten aus so ähnlichen Larven und Würmern gebildet hatten. Ich erhielt von jedem mehrere Individuen. Die Fliege scheint das eigentliche schädliche Insekt zu seyn; der Ichneumon aber mehr die Bestimmung zu haben, die Fliege wieder zu vertilgen. Von den Ichneumons entwickelten sich ihrer mehr, als von den Fliegen. Fortgesetzte Untersuchungen müssen uns belehren, wie diese Insekten mit dem Staubbrande in Verbindung stehen."

Hr. D. Schübler würde sich dadurch ein ausnehmendes Verdienst sammeln; allein ich zweifle sehr, ob beide Uebel auch nur die geringste Verwandtschaft mit einander haben. Ich besitze zwar die Abbildung obiger beiden Insekten; allein da auch die Abbildung des Wurms, der Larve, und zumal des Halmes, dazu gehörte, und diese davon zu nehmen versäumt worden ist: so behalte ich mir die Bekanntmachung davon auf künftiges Jahr bevor.

die dem Klee zusagt. Da diese Umstände nun alle in Hofwyl zusammentreffen: so sollte es auch vorzüglich der Ort seyn, wo der Klee selbst bey einem vierjährigen Wiederkommen sehr gut gerathen müsse. Hr. F. versprach sich solches, und mehrere, die über Hofwyl geschrieben haben, versprachen es ihm zum voraus. Auch schien der Anfang dieses Erwarten völlig zu rechtfertigen. Hr. F. rechnet, daß in den ersten Jahren jede Juchart im Durchschnitte 100 bis 110 Zentner trocknen Klee würde abgeworfen haben, wenn alles zu Heu gemacht worden wäre. Es ist zu vermuthen, daß hier der erste Schnitt vor Winter mit eingerechnet war. Dieser Schnitt im ersten Jahre muß schon beträchtlich gewesen seyn, indem Hr. F. sich folgender Maßen, in dem zweyten Hefte seiner Blätter darüber ausspricht: „Der Klee wächst bey dieser Behandlung höher in die Cerealien hinan, als es Manchem lieb seyn mag. Ein dichter, ungefähr 15 Zoll hoher Kleeteppich schien mir vor zwey Jahren die Cerealien, die 6 — 8 Fuß hoch standen, auch gegen das Fallen zu schützen."

Man muß sich also billig wundern, wie dieser schöne Anfang so schnell nachlassen konnte, und zwar so, daß es Hrn. F. vermogte, den Anbau des Klees seit einigen Jahren aufzugeben, und es mit der Luzerne zu versuchen. Der Klee, wie man mir sagte, kam zwar; allein er ging auf ganzen Stellen plötzlich aus. Hr. F. schreibt diese Erscheinung

zwar einem Wurme zu, ich weiß aber nicht, ob solches gehörig untersucht und geprüft worden ist. Mir scheint es, diesen Rückschlag aus der Vereinigung anderer Quellen herleiten zu müssen.

So sehr auch der Boden dieses Theiles des Berner Cantons durch seine Gebundenheit, seine wasseranhaltende Kraft und natürliche Güte dem Klee zuspricht *): so beobachten doch alle hiesigen gemeinen Landwirthe, daß der Klee bey ihrer Dreyfelderwirthschaft nur nach 6 Jahren wiederkommen darf. So findet man zu Swanden, [einem wegen seines vorzüglichen Klees bekannten Orte,] daß diese Pflanze in der Folge: 1. Spelz, 2. Rocken, 3. Kartoffeln, Hanf oder Raps, 4. Spelz, 5. Rokken, 6. Klee, immer sehr gut gedeiht, obgleich daselbst lange so viel nicht gehackt und gejätet wird, als zu Hofwyl. Diejenigen aber, die ihn aus Noth im dritten Jahre wieder vorkommen lassen, haben viele leere Stellen und noch mehr Unkraut zu gewärtigen. Die Einführung des Kleebaues erstreckt sich allhier nicht viel über 30 Jahre, und schon will man durchgängig beobachtet haben, daß der Klee das

*) Ich erinnere mich, selbst in Brabant keinen so ausgezeichneten Klee gesehen zu haben, als ich ihn im Jahre 1815 bey den Dreyfelderwirthen obiger Gegend antraf. Man schneidet ihn in der Regel dreymal; auch wol viermal. Der dritte Schnitt reichte mir Anfangs September auf einigen Feldern bis über die Kniee.

das nicht mehr leiste, was er im Anfange, oder noch vor 20 Jahren that, welches Einige dem Umstande zuschreiben, daß itzt beynahe gar keine reine Brache mehr gehalten wird *). Daher kömmt es denn auch, daß, statt man vor Zeiten nur zehn Pfund Kleesamen auf die Juchart nöthig hatte, man ihrer itzt 15 — 18 braucht.

Vergleiche ich jene Aussagen mit meinen Beobachtungen in dem größern Theile der Pfalz, wo man dieselbe Erfahrung über die Abnahme des Kleeertrags gemacht hat, und daher itzt dem Anbaue der Esparsette den Vorzug giebt: so scheint daraus hervorzugehen, daß der Klee sich selbst der größte Feind ist, den er zu fürchten hat, und man daher sein Vor- und Wiederkommen nicht weit genug von einander entfernen kann. Die Frist dieses Zwischenraumes ist freylich nur relativ, und wird durch die Verschiedenheit des Bodens und der Cultur auch verschieden bestimmt. Wir wissen z. B., daß der verdienstvolle Schubart bey dem dreyjährigen Wiederkommen des Klees bey seinen Dreyfeldern nicht bestand; dagegen fand ich im Elsaß eine ganze Dorfschaft,

*) Dieses wäre also ein neuer Beweis von der Nothwendigkeit der reinen Braache bey der Dreyfelderwirthschaft auf etwas schwerem Boden. Es könnte bey obigem jedoch auch der Fall seyn, daß das öftere Wiederkommen des Klees die größte Schuld daran habe.

schaft, die noch itzt dasselbe Wesen forttreibt *). Ich fand andere Gegenden, wo der Klee bey der Vierfelderwirthschaft mit Kartoffelbau, auf etwas feuchtem Sandboden, in jedem vierten Jahre ohne Anstand fortkömmt **). In den Maasgegenden aber, die ich bewohnte, dürfen die Dreyfelderwirthe nicht wohl im sechsten Jahre damit kommen, sondern müssen seinen Anbau auf das neunte, oder noch besser auf das zwölfte, Jahr verschieben. Am besten aber geräth der Klee auf Boden, der noch nie welchen getragen, sollte dieser auch noch so schlecht seyn.

Das fürchterlich tiefe Pflügen Fellenbergs konnte zwar einiges Hülfsmittel darbiethen; allein, da es nicht von zureichendem Humus oder Dung unterstützt war: so leistete es nicht genug, und für die Folge weniger als man sich davon hätte versprechen sollen, und zwar eben darum, weil es dem Klee zuträglich war. Der Klee nämlich, der sich alle Vortheile, die ihm ein tief erbrochener, wohlbearbeiteter, von Natur guter Boden im Anfange darboth, zu Nutz machte; der überdem durch ein starkes Gipsen zur Vegetation gereitzt wurde, übertraf sich selbst, und lieferte in den ersten Jahren jene ungeheuren Ärndten, die in Erstaunen setzen.

Ich

*) M. s. d. Beschreibung der Elsasser Landwirthschaft; Artikel: Schillersdorf.

**) Kenntniß der Belgischen Landwirthschaft, 2ter Band.

Ich nenne diese Ärndten ungeheuer; denn, statt man gewöhnlich nicht viel über 24 Zentner Heu von einem Berliner Morgen guten Klee wird rechnen dürfen: so soll, nach Herrn Fellenbergs Überschlag, der Morgen bey ihm 75 bis 83 Zentner, also noch mehr als dreymal so viel, an Heu haben abwerfen können. Allein eben diese schwelgerische Üppigkeit, welche auf die folgende Cerealien so vortheilhaft wirkte und wirken mußte, wirkte allem Vermuthen nach im umgekehrten Verhältnisse auf die Folge des Klees selbst. Je größer sie war, desto mehr mußte sie dem Boden von jenen Theilen entziehen, die zur Bildung der wesentlichsten Bestandtheile dieser Pflanze gehören. Was also der Boden durch das tiefe Pflügen für den Kleebau gewann, das verlohr er wieder durch den größern Verlust der Theile, welche sich der stärkere Klee zueignete; denn obgleich der bessere Stand einer vorhergehenden Frucht der folgenden zum bessern Vorbereitungsmittel dient: so ist dieses doch nur der Fall bey verschiedenartigen Gewächsen, und nicht bey gleichartigen.

Hr. F. wird also gezwungen seyn, das Wiederkommen des Klees in der Folge auf das sechste, oder besser noch auf das achte Jahr zu verschieben. Da er mit der Zeit einen Überschuß an kostbarem Graswuchse haben wird, so wird dieses Niemand leichter fallen, als gerade ihm. Er könnte es aber auch schon durch den Anbau von Wicken auf der Hälfte

des

des Kleefeldes bewerkstelligen, und so dürfte er nichts an dem vierfeldrigen Fruchtwechsel, im Falle er ihn beybehalten wollte, verändern.

Hr. F. braucht 20 — 23 Mäß Gips auf die Juchart. Er streut davon einigemal die Hälfte vor Winter, die andre im Frühjahre aus, sobald der Klee einige Zoll herangewachsen ist. Er ist nicht dafür, das Gipsen bey feuchter Witterung zu unternehmen; dadurch geschieht aber auch manchmal, daß die Zeit des Gipsens übergangen wird. Seine Nachbaren sind hierin nicht so gewissenhaft. Zu Swanden gipst man den Klee nur einmal, und zwar im ersten Jahre gleich nach der Rockenärndte. Der Klee selbst wird im April über den Rocken hergesäet, und dazu weder geeggt noch gewalzt. Er kömmt daselbst besser in der Ebene als auf der Höhe; besser auf schwerem als leichtem Boden; besser auf feuchtem als auf trockenem. Da der Boden, wie gesagt, gleich nach der Rockenärndte gegipset wird: so giebt der Klee schon im ersten Jahre einen Schnitt, welches er ohnedas nicht thäte. Dieses entschiede also, in welchem Falle das Gipsen gleich nach der Getreideärndte anzuwenden sey. Daß dieser vorlaüfige Schnitt dem Klee in dem zweyten Jahre seines Lebens nicht schade, beweisen die Kleefelder zu Swanden und Buchsen. Ich will dieses aber nicht auf das kärgliche Abscheeren eines schwächlichen Kleefeldes im ersten Jahre anwenden. Es ist hier von gegipstem starken Klee die Rede, dessen

ge-

geschorne Krone im Stande ist, dem Winter zu widerstehen.

Der Rückschlag des Klees brachte Hrn. Fellenberg auf den Gedanken, die Luzerne an seine Statt aufzunehmen, und den vierten Theil seiner Äcker damit zu besäen. Um aber dadurch nicht aus dem Gange seines Fruchtwechsels zu kommen, da die Luzerne bekannter Maßen das Land mehrere Jahre ununterbrochen einnimmt: so suchte er den Abgang jenes Schlages durch den Umbruch eines Theiles seiner Wiesen zu ersetzen.

Diese edle Pflanze, als Beyhülfe und Nothstütze betrachtet, ist in einer Wirthschaft von höherem Betriebe, die daher mit Stallfütterung verbunden ist, unendlich schätzbar, und verdient alles Lob, das man ihr nur zu geben im Stande ist. Es ist aber nicht eben so, wenn man sie daselbst [die heißeren Climaten ausgenommen] als Hauptfutterkraut betrachten, und verhältnißmäßig anbauen wollte. Durch die unbestimmte Frist ihrer Lebensdauer verursachet sie zu viele Unbestimmtheit in dem ganzen Gange der Wirthschaft. Dabey giebt sie nur ein mittelmäßiges Heu, das mehr Stängel und Holz als Blätter und Nahrungstheile hat. Übrigens wird man selten bey uns eine Wirthschaft finden, die so vielen zur Luzerne geeigneten Boden besitzt, daß sie selbe im Großen anbauen könne. Man muß froh seyn, wenn man noch hier und dort einen Fleck antrifft, auf dem sie gedeihen will. Es bliebe

also immer ein starkes Wagestück, sich mit Einemmale auf ihren Anbau im Großen zu verlegen.

Dieses war meine Meinung, als ich zu Hofwyl 45 — 50 Berliner Morgen erblickte, die Jahres vorher [1814] mit Luzerne bestellt worden waren. Man hatte sie, so viel ich weiß, in das Sommergetreide und zwar breitwürfig ausgesäet. Da sich sehr viel Unkrautsamen zwischen der Luzerne befand, so nahm Hr. F. zum Jäten seine Zuflucht. Allein das Reinausjäten von funfzig Morgen verunkrauteter Luzerne ist eine riesenmäßige Aufgabe, die ich übrigens, ihrer Kostbarkeit wegen, für ziemlich überflüssig halte; denn, entweder ist der Boden zu Luzerne geeignet, und dicht genug *) besäet worden: so wird sie von selbst von dem Unkraute Meister werden; spricht ihr aber der Boden nicht zu: so wird alles Jäten dabey nicht helfen. Hr. F. schränkte die Jätearbeit auf zwey breite Streifen längs dem Wege ein, wo die Luzerne etwas versprach. Die zwey übrigen Drittel des Feldes waren so schlecht, mit so kränkelnden Pflanzen besetzt, oder so pflanzenleer, daß er sie noch vor Winter umpflügen, und das Feld mit Wintergetreide bestellen ließ.

Da ich einigemal jenes große Luzernfeld durchkreuzte, fand ich zu meiner Verwunderung, daß sich

*) Es wird wenigstens das Doppelte an Luzernesamen erfodert, was man an Klee nehmen würde.

sich in dem schlechten Theile desselben hier und dort einige unregelmäßige Stellen zeigten, wo die Luzerne ganz gut gekommen war, und die daher wie kleine grüne Inseln aus dem Übrigen hervorragten. Die unregelmäßige Gestalt dieser Stellen zeigte leicht, daß der Unterschied von keiner Verschiedenheit in der vorhergehenden Cultur, weder aus alten noch neuen Zeiten herkam. Die Sache mußte also wohl an der Verschiedenheit des Bodens liegen. Ich stach zu dem Ende, mit Beyhülfe des Hrn. Dr. Schübler, sowohl an zwey guten als an zwey schlechten Stellen und in bedeutenden Entfernungen etwas Grund aus, welchen Hr. Schübler, auf dessen äusserste Genauigkeit und vollständigste Kenntnisse man sich verlassen kann, einer chemischen und physischen Untersuchung unterwarf, deren Resultate ich in folgender Tabelle mittheile.

Zustand d. Luzerne auf den Stellen, wovon Grund aufgenommen worden:	Bestandtheile nach Prozenten:					Physische Eigenschaften:				
	Sand	Thon	Kohlensaurer Kalk	Milde Dammerde	10000 Theile enthielten an kl. Steinen	Gewicht v. Pariser Quadrat-Fuß in trocknem Zustande	Gewicht v. Pariser Quadrat-Fuß in nassem Zustande	Wasserhaltende Kraft	Wärmehaltende*) Kraft	Festigkeit und Consistenz **)
						Pfund	Pfund			
1. Stelle: guter Zustand	48, 8	47, 4	1, 0	2, 8	917	122, 6	155, 7	45, 8	737	201
2. Stelle: guter Zustand	48, 9	47, 2	1, 2	2, 7	905	123, 2	155, 7	45, 4	738	202
3. Stelle: schlechter Zustand	48, 0	49, 0	1, 0	2, 0	818	115, 4	158, 6	46, 7	709	219
4. Stelle: sehr schlechter Zustand	48, 4	49, 2	0, 8	1, 6	816	114, 8	160, 6	47, 7	707	221

*) Die des Sandes gleich 1000.

**) Die des Thons gleich 1000.

Die große Ähnlichkeit des Bodens der zwey guten Luzernestellen, sowohl in chemischer als physischer Hinsicht, ist auffallend. Ähnliche Ursachen bringen auch ähnliche Wirkungen hervor. — Diese Ähnlichkeit zwischen Ursache und Wirkung läßt sich um so sicherer annehmen, als bey dem Gegentheile — ich meyne: bey den zwey schlechten Luzernestellen — gleiche Ähnlichkeit zwischen den Bestandtheilen der Erde und ihren Wirkungen auf die Luzerne statthat. Den verhältnißmäßig größten Unterschied der Bestandtheile des Bodens zwischen den guten und schlechten Luzernstellen finden wir in ihrem Kalk- und Humusgehalte. Es scheint also, daß diese beiden Substanzen am meisten auf das Gerathen und Versagen der Luzerne einfließen. Der Unterschied an Thon und Sand ist weniger groß, der an Steinen aber schon stärker.

Sollte man allgemeine Folgen aus diesem einzigen Versuche ziehen dürfen: so ließ sich ungefähr annehmen, daß der Boden schon dann zur Luzerne geeignet wäre, wenn er $49\frac{1}{2}$ Prozent Sand, 46 Thon, $1\frac{1}{2}$ Kalk, 3 Dammerde und ausserdem $\frac{1}{10}$ an kleinen Steinen enthält. Weiter, wenn er sich an Gewicht in seinem trocknen Zustande gegen seinen nassen wie 4 zu 5 verhält, d. h. ein Fünftel seines Gewichtes

Was-

Wasser aufnimmt und enthält. Als untauglich zum Luzernbaue wäre jener Boden anzusehen, der 1 Prozent mehr Thon als Sand, weniger als 1 Prozent Kalk, kaum 2 Prozent Dammerde, und nicht mehr als 8 Prozent kleine Steine enthält; weiter, wenn er sich in seinem trocknen Zustande gegen den nassen am Gewichte, wie 3 zu 4 beträgt, also ein Viertel durch die Nässe an Gewicht zunimmt.

Vielleicht, und wahrscheinlich, daß das Zusammentreten aller, oder der meisten jener Umstände für oder gegen den glücklichen Anbau der Luzerne entscheidet. Indessen, wie gesagt, gehören zur Fortsetzung einer Regel, zumal zur Bestimmung ihrer Gränzen, noch weit mehrere Data; um so mehr, da von den guten Stellen zu Hofwyl selbst noch nicht dargethan ist: ob diese Pflanze, die erst ein Jahr hatte, als wir den Boden untersuchten, auch für die Dauer und eine gebührende Reihe von Jahren darauf gut thun wird. Auch bey mir kam sie einst, des Humusgehalts und der Bearbeitung wegen, im ersten Jahre gut; war im zweyten vortrefflich, und mußte im dritten ausgepflügt werden. Es waren also wohl nur jene zwey Vortheile, die ihr in dem ersten Jahre ihres Lebens zusagten. Da sie aber in der Folge mit ihrer Pfalwurzel weiter vorandrang, und sich im Untergrunde jener Vortheile nicht mehr zu erfreuen hatte: so trauerte sie und

und starb. Auf einem andern tief mit Dammerde versehenem Stücke hielt sie sich einige Jahre länger. Ein Beweis, daß ihr der Humus in den ersten Jahren zu Hülfe kömmt, wiewohl er für die Folge allein nicht zureicht, und dabey das Unangenehme hat, daß er, ausser der Luzerne, auch einen Wust von Unkraut, und auf etwas feuchtem Boden vieles Gras, was noch weit schädlicher ist, hervorbringt. Nach allem dem würde ich anrathen, alle Versuche mit der Luzerne im Anfange nur im Kleinen zu unternehmen. Man muß der Natur jede neue Frage nur mit Bescheidenheit vorlegen, und sich nach ihrer Antwort ohne Hartsinn, aber auch ohne Übereilung, fügen.

Viertes Jahr, oder Wintergetreide.

Nachdem die Kleestoppel achtzehn Zoll tief untergefahren, und die Oberfläche mit der Egge geebnet ist, wird das Getreide mit der Säemaschine untergebracht. Die Gattungen des Wintergetreides sind: Spelz, Rocken und Wintergerste. Unter diesen ist der Spelz die Hauptfrucht, und nimmt bey weitem den größten Theil dieses Feldes ein. Über die Bestellung und Einärndtung beziehe ich mich auf das, was ich früher davon gesagt habe. Ich gehe zu den Stoppelrüben und Stoppelmöhren, die als Nachfrucht einen Theil dieses Feldes einnehmen, über.

Da die Wintergerste das Feld zuerst raümt: so säet Hr. F. gewöhnlich Möhren unter diese Frucht. Der Samen wird breitwürfig über das eben mit Gerste bestellte Feld hergeworfen, mit einer gedörnten Egge untergebracht, und dann mit der Walze zugelegt. Sobald die Gerste vom Felde ist, werden die Stoppeln mit der Hand ausgezogen. Darauf wird sorgfältig gejätet; nach dem Jäten wird das Feld behackt, und endlich mit Jauche begossen. Diese Behandlung ist sicher sehr kostbar. Besonders laüft auf das Jäten viele Zeit. Ich bin aber der Meynung, daß diese Arbeit durchaus überflüssig sey, indem die Hacke das Unkraut ohnehin zerstöhrt. Ein anderes ist es bey Brachmöhren, die für sich allein gesäet werden; daher im May vom Unkraut leiden. Dieses würde die Möhren unterdrücken, noch ehe sie so weit herangewachsen sind, daß man die Hacke mit Sicherheit dabey führen kann. Hier ist wohl ein erstes Jäten unentbehrlich. *)

Ein Theil des Winterfeldes wird nach Abärndtung des Getreides zwölf Zoll tief umgepflügt, gepferdehackt, geeggt und mit Rüben besäet. Die Saat derselben geschah im Jahre 1815 breitwürfig. Sie wurden später behackt, welches letztere bey den Schweitzern überhaupt fleissig geschieht. Sie sowohl als

*) Man sehe die eigentliche Behandlungsart der Stoppelmöhren in dem zweyten Bande der Anleit. zur Kenntniß der Belgischen Landwirthschaft.

als die Elsasser würden Abscheu tragen, die Rüben dem Hederich preiszugeben, wie solches in dem Großherzogthum Niederrhein, und, leider Gottes! auch noch in manchen andern lichtlosen Gegenden statthat.

Hr. F. düngt auch zu einem Theile seiner Stoppelrüben, welche Düngung denn zugleich auf Rechnung der Brachfrüchte im folgenden Jahre vor sich geht; indem alsdann zu diesen weder gedüngt noch gepflügt, sondern blos gepferdehackt wird.

Hr. F. hält es bey einer energischen Wirthschaft *) von Wichtigkeit, den ersten Trieb der Düngung so entfernt von den Cerealien zu halten, daß kein Lager dabey entstehe, und weder das zwölf Zoll tiefe Unterpflügen des Dungs, noch der Zwischenraum von einem Jahre scheinen ihm zureichend, denselben so von dem Sommergetreide zu entfernen, daß kein Lager bey diesem zu fürchten seye. Er findet es daher für gut, einen Theil seiner Felder zwanzig Monate vor der Aussaat der Cerealien zu solchen Früchten zu düngen, bey denen kein Umfallen zu fürchten ist. Diese Vorrichtung vermindert zugleich seine Feldarbeit und vermehrt seine Fütterungsmittel, und diese Vermehrung zieht ihrer Seits eine in dem Dungvorrathe nach sich.

Daß Hr. F. durch dieses Verfahren sich einen Theil der Pflugarbeit erspart, hat seine Richtigkeit.

Nach

*) Blätter von Hofwyl II. Heft. S. 96, 97, 98.

„Nach meiner vormaligen Art, sagt er, würde ich den Acker zu Stoppelrüben ungedüngt haben umpflügen lassen, und im folgenden Frühjahre noch einmal zum Unterbringen des Dungs für die Brachfrüchte, statt daß ich itzt nur Einmal, und zwar zu den Rüben pflüge, und nach ihrer Abärndtung das Feld blos mit dem Extirpator zur Aufnahme der Brachfrüchte vorbereite. Dadurch wird die Pflugarbeit um fünf Sechstel vermindert." Was das Lagern des Getreides betrifft: so hat man solches freylich auf gar geilem Boden (welches aber itzt wohl der Fall nicht mehr zu Hofwyl ist, es sey denn in den Niederungen) oder bey vollgünstiger Witterung zu fürchten. Es entsteht aber auch nicht selten, daß das Getreide aus allzu strenger Diät nicht stehen kann; wie ich schon oft sah, daß das elendeste Korn da lag, während daß das gute aufrecht stand. Alle Extreme sind zu vermeiden; und seelig, wer mit weisem sanftem Sinne die Mittelbahn einzuhalten weiß!

Den großen Vortheil, der aus der Rübenerzeugung zu Gunsten des Feldes entstehen soll, kann ich unmöglich einraümen. Denn, bringen die Rüben gleich eine gute Menge Dung hervor: so verzehren sie dessen auch eine gute Menge, und zwar alten Humus. Auch bezweifle ich sehr, daß Hr. F. durch dieses Mittel, zu den Rüben zu düngen, in einem geringen Zeitraume einen weit größern Ertrag, wie er sich ausdrückt, von seinen Feldern

ge-

gewinnen wird; denn, sollten auch die Brachfrüchte nachher eben so viel abwerfen, als wenn keine Rüben vorhergegangen wären, welches wahr seyn könnte, indem die Rüben, im Herbste gesäet, wahrscheinlich nur wenig von dem frischen Dunge verzehren, und dieser ihnen nur blos mechanisch beyhilft: so bleiben sie doch für das später folgende Getreide und jede feinere Gewächse, durch den Humus, den sie verzehren, aüsserst nachtheilig. Daß diesem so sey, beweist die Erfahrung ganzer Länder, wo man einen ungedüngten Acker, der keine Stoppelrüben getragen hat, zur Gerste und dem Flachse, einem noch so gut gedüngten Stoppelrübenacker vorzieht. Ich habe mich übrigens, sowohl in der Beschreibung der Belgischen, als neuerdings in der Elsasser und Pfälzer Landwirthschaft, sattsam darüber erklärt.

Das Düngen zu Stoppelrüben könnte in manchen Gegenden dem Anbaue derselben schaden; da nämlich, wo vieles auf die Schnelligkeit ankömmt, mit welcher man sie auf die Getreideärndte folgen läßt. So geht z. B. im Elsaß das Sprüchwort: Wer Rüben säen will, muß den Pflug schon an den Ärndtewagen hängen. Dieses kann aber so rasch nicht geschehen, wenn das Land vorher noch gedüngt werden muß, indem immer viele Zeit darauf hinlaüft. Es schien mir, als wenn Hr. F. von seiner Vorliebe zu einem

starken Rübenbaue, als zweyte oder Nachfrucht, zurückkommen wolle, indem in diesem Jahre [1815] nur ein kleiner Theil des Winterfeldes, und zwar ungedüngt, damit bestellt worden ist.

XXIII.
Ertrag der Ackerwirthschaft von Hofwyl.

Nachdem wir die Feldbehandlungsweise vorgetragen haben, wird man nothwendig auch begierig seyn zu wissen, was sie hervorgebracht hat; ob, und welchen reinen Gewinn sie ihrem Betreiber gewährt. Es ist dieses um so nöthiger, als man Hofwyl bisher mit der Tonne der Danaiden verglichen hat, in welche immer eingegossen wird, und in der nichts zurückbleibt. Ob dem so sey, wird folgende reine und gewissenhafte Darstellung zeigen. Ich trug im Anfange einiges Bedenken, mich auf die Untersuchung dieses Gegenstandes einzulassen, und würde es auch nicht gethan haben, wenn Hr. F. selbst mich nicht eingeladen hätte, dabey mit aller Strenge zu verfahren. Er gestattete mir völlige und ungestörte Freyheit, eigenhändig alle und jede Auszüge aus seinen Wirthschaftsbüchern zu machen, die ich für nöthig erachtete.

We=

Wenige Bücher der Art werden mit so viel auſſerordentlicher Pünktlichkeit geführt, als die Fellenbergiſchen. Wenn ich etwas daran ausſetzen ſollte, ſo wäre es: daß die Rubriken zu ſehr vervielfältiget ſind, und mehrere darunter einlaufen, die nicht gerade in eine reine Wirthſchaft paſſen; daher die Durchſicht für jemand, der nicht beſtändig damit umgeht, erſchweret wird. Es iſt hier der Ort nicht, uns auf die Auseinanderſetzung der Fellenbergiſchen Buchhaltungsmethode einzulaſſen; und wenn ich gleich einer andern den Vorzug geben würde: ſo könnte es nur in Betreff einer ſchnellern Überſicht, aber keineswegs einer größern Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit ſeyn. *)

Die Abſchrift einer vollſtändigen Jahres-Rechnung würde eben ſo weitlaüftig, als für den Leſer überdrüſſig ſeyn. Ich werde mich daher nur auf die ſummariſchen Auszüge der Koſten und des Ertrages von drey Jahren beſchränken. Da die Verbeſſerung der Wieſen in den Jahren, die wir vornehmen, noch durchaus nicht vollendet war, ſie alſo auſſer ihren gewöhnlichen Culturkoſten, ganz auſſerordentliche erfoderten, dabey durch das Umbrechen und Überfahren mit Grund nicht an die Hälfte ihres Er-

*) Jene äuſſerſte Genauigkeit und Vollſtändigkeit macht dem unermüdeten Fleiße des Herrn Lips, Sekretair der Hofwyler Inſtitute, viele Ehre.

Ertrages reichten: so können wir sie nicht mit den Ackerlanden zugleich in eine Bilanze aufnehmen. Übrigens würde ich solches auch auf keinen Fall thun, indem es hier blos darauf ankömmt, zu sehen, welcher Nutzen oder Schaden aus der Fellenbergischen Ackerwirthschaft und dem Vierfelderfruchtwechsel hervorgehe. Die Beyhülfe, welche die Wiesen den Ackerlanden leisten, wird diesen in dem Viehstands-Conto zur Last geschrieben.

In den Angaben der Kosten sind einbegriffen:

1. Die Gespannkosten, mit Einrechnung der Knechte und des Leiters der Pferde.

2. Der Taglohn für Hacken, Jäten *), Ärndten, Dreschen, Reinigen.

3. Der Betrag des ausgesäeten Samens.

4. Die Zinsen und Abnutzung des Geschirres zu 10 p. Ct., so wie alle dahin gehörige Ausbesserungen.

5. Die Zinsen des Grund-Capitals zu 4 p. Ct. à 1000 Berner Pfund oder 750 Schweitzer Franken die Juchart.

6. Die öffentlichen Abgaben und das Equivalent vom Zehnten.

7.

*) Daß die, durch die Armenschule bey diesen Verrichtungen geleistete Beyhülfe derselben zu gut, daher dem Felde, eben so wie die der Taglöhner, zu Last geschrieben worden, versteht sich.

7. Der Dung zu 12 Franken für jedes vierspännige Fuder von 4600 Pfund.

Der Werth des Dungs, zu 9 Fuder p. Juchart, ist zu gleichen Theilen unter die vier Felder vertheilt. Dagegen ist das Stroh dem Acker zu gut geschrieben worden. Die gleiche Vertheilung des Dungs auf alle Felder ohne Unterschied ist freylich nicht die richtige, indem einige Gegenstände mehr, die andern weniger davon aufzehren. Indessen thut dieses zur Bilanze des vollständigen Ertrages, als welchen wir hier allein beabsichtigen, nichts.

Der Jahresabschluß der landwirthschaftlichen Buchhaltung hat bey Hrn. F. mit dem letzten Junius *) statt. Ich unternahm nur die Untersuchung von drey Jahrgängen. Eine längere Reihe von Jahren würde unstreitig zu vollständigeren Resultaten führen; allein die Arbeit wäre ein wenig groß geworden. Übrigens glaube ich, daß das Un-

*) Ich finde, daß dieses den Gang des Rechnungswesens äusserst erschwert, indem es die Feldgeschäfte des Jahrs gerade in der Mitte durchschneidet, und beynahe sämmtliche Kosten von dem zu erwartenden Ertrage trennt, daher einen äusserst schwierigen Uebertrag erfodert. Meiner Meynung und früheren Erfahrung nach, kann man keine schicklichere Epoche zum Abschluß der Jahresrechnung wählen, als die des ersten Septembers; wo wenigstens die ganze Getreideärndte in der Scheune ist, und man nur den Ertrag eines Theiles der Brachfrüchte nachzuholen hat.

Unternommene zureichen wird, um uns der Wahrheit nahe zu bringen. In dem Jahre 1810—1811 wird man die Vertheilung der Juchartzahl unter den Gegenständen vermissen. Ich fand sie in der damaligen Buchhaltung nicht angegeben; und sie itzt nach bloßen Probabilitäten herzustellen, würde sich nicht mit der strengen Wahrheit vertragen. Sie bleibe also weg! — Der Artikel des Ertrages der Obstbaüme, welche sich auf einigen Feldern befinden, ist als die Vergütung des Nachtheiles anzusehen, welche sie auf die darunter angebauete Gegenstände hervorbringen.

Kosten

a.

[NB. Hinter Seite 198 einzuheften.]

Ackergröße: Juchart.	Ertrag in Gelde: Fran.	Sols.	Pfen.
—			
—			
—	4	—	
6	15	—	
—	16	6	
6	11	—	
—	10	—	
—	10	—	
	—	—	
	—	—	
—	6	6	

9	5	
—	8	1
—	9	8
9	1	26

Es betragen ...
Jahren

die Bestellungskosten . . Fr. 16573 S. 18
der rohe Ertrag . . . — 22790 — 14
der reine Gewinn . . . — 6216 — 16

Da

und sämmtlichen Ertrages.

oher Ertrag:			Reiner Ertrag:		
anken.	S.	Pfen.	Franken.	S.	Pfen.
3053	6	6			
917	3	2			
313	10	—			
693	10	—			
977	9	8	7393	10	2
073	16	—			
898	1	—			
307	6	—			
769	15	6			
048	18	6	7443	5	3
495	11	4			
701	—	—			
172	—	—			
977	6	—			
345	17	4	3813	13	11

Kosten

Der reine Gewinn obiger drey Jahre belaûft sich also auf 18650 Franken, 9 S. 3 Pfennige, oder auf 6216 Fr. 16 S. 5 Pf. jährlich. Dieser Gewinn wäre freylich sehr ansehnlich, leider aber, daß dieses für den Landwirth nur eine halbe Rechnung ist. Ein großer Theil der Brachfrüchte, und der ganze Betrag des Klees sind hier als bezahlt angenommen, und dem Viehstand in Rechnung gebracht worden. Wir müssen also sehen, in wie weit dieser seine Schuld abtrage. Weiter ist dem Vieh auch alles Stroh zur Last geschrieben, dagegen der Dung vergütet, und dem Felde angerechnet worden, wodurch die Bestellungskosten für dieses so hoch aufgelaufen sind. Diese innige und unvermeidliche Verkettung macht es also zur vollständigen Ansicht des reinen Wirthschaftsgewinnes unumgänglich nöthig, um auch vom Viehe Rechnung zu stellen, und diese mit der des Ackers in Verbindung zu bringen. Es kann aber hier nur von dem Nutzviehe die Rede seyn, indem die Unkosten aller Gespannarbeit schon unter die Bestellungskosten aufgenommen worden sind.

Vorher müssen wir aber doch noch einige Rückblicke auf die vorgelegte Feldberechnung werfen. Es betragen darinn in einem Durchschnitte von drey Jahren

die Bestellungskosten . .	Fr. 16573	S.	18
der rohe Ertrag . . .	— 22790	—	14
der reine Gewinn . . .	— 6216	—	16

Da

Da die Ackerlande von Hofwyl mit Einbegriff der Versuchsfelder 157 Juchart [212 Berl. Morgen] enthalten: so kommen jährlich an

		Fr.	S.		Fr.	S.
rohem Ertrage	p. Juch.	145	2	p. Morg.	107	10
Bestell.-Kosten	p. —	105	11	p. —	78	3
reinem Gewinne	p. —	39	11	p. —	29	7

Im Durchschnitte von zwey Jahren gab die Juchart

Spelz	11	Mütt	—	Mäß
Rocken	6	—	2½	—
Wintergerste	8	—	6	—
Sommerweitzen	3	—	—	—
Pferdebohnen	3	—	9	—

Nach diesem ist sich zu verwundern, daß Hr. F. bey dem Sommerweitzen, so wie überhaupt bey dem Sommergetreide bleibt, da doch das Clima seiner Gegend dem Wintergetreide besser zuspricht; daher auch seine Nachbaren, wie schon gesagt worden, nichts als Winterspelz und Rocken bauen. Sich so wenig als möglich von dem vernunftmäßigen Gange seiner Gegend entfernen, ist gar ein goldner Grundsatz!

Noch muß das Defizit von dem Kleefelde im Jahre 1812 — 1813 dem Leser auffallen. Das von dem darauf folgenden Jahre beträgt 837 Franken, 11 Sols; daher auch Hr. F. den Klee für 1814 — 1815 aufgab. *)

Ko-

*) Man sehe hierüber, was wir bey dem Artikel Klee gesagt haben.

Kosten und Ertrag des Nutzviehes von Hofwyl.

1810 zu 1811.	Kosten Franken	S.	Ertrag Franken	S.	Verlust Frnk.	S.
Hornvieh.						
Capitalwerth 12312 Fr. Zinsen zu 5 p. % .	615	12	—	—	—	—
Sämmtliche übrigen Ausgaben	28825	9	—	—	—	—
Ganze Einnahme . .	—	—	25436	6	—	—
Schweine.						
Capitalwerth 592 Fr. Zinsen zu 5 p. % . .	29	12	—	—	—	—
Ertrag nach Abzug aller übrigen Kosten . .	—	—	283	17	—	—
Schafe.						
Capitalwerth 314 Fr. Zinsen zu 5 p. % . .	15	14	—	—	—	—
Ertrag nach Abzug aller übrigen Kosten . . .	—	—	51	10	—	—
	29486	7	25771	13	3714	14

1811 zu 1812.	Kosten Franken	S.	Ertrag Franken	S.	Verlust Frnk.	S.
Hornvieh.						
Capitalwerth 11708 Fr. Zinsen	585	8	—	—	—	—
Kosten	25442	4	—	—	—	—
Ertrag	—	—	23995	4	—	—

Schweine

	Kosten		Ertrag		Verlust	
Schweine.	Franken	S.	Franken	S.	Frank.	S.
Capitalwerth 1350 Fr.						
Zinsen	68	—	—	—	—	—
Ertrag nach Abzug der Kosten	—	—	66	18	—	—
Schafe.						
Capitalwerth 450 Fr.						
Zinsen	22	10	—	—	—	—
Verlust nach Abzug des Ertrages	45	5	—	—	—	—
	26163	7	24107	7	2056	—
1812 zu 1813.						
Hornviehstand.						
Capitalwerth 13792 F.						
Zinsen	689	12	—	—	—	—
Sämmtliche übrigen Ausgaben	25295	7	—	—	—	—
Gänzliche Einnahme	—	—	21714	10	—	—
Schweine.						
Capitalwerth 750 Fr.						
Zinsen	36	—	—	—	—	—
Ertrag, alle übrigen Kosten abgezogen . .	—	—	903	5	—	—
Schafe.						
Capitalwerth 498 Fr.						
Zinsen	24	18	—	—	—	—
Verlust nach Abzug des Ertrages	58	6	—	—	—	—
	26104	3	22617	15	3486	8

Wiederholung.

		Franken	S.
Verlust auf den Viehstand von 1810 zu 1811	.	3714	14
— 1811 — 1812	.	2056	—
— 1812 — 1813	.	3486	8
Verlust in angeführten drey Jahren	. . . .	9257	2

Wir hätten also im Durchschnitte einen jährlichen Verlust von 3036 Schweitzer Franken auf den sämmtlichen Nutzviehstand von dem Wylhofe. Dieser Schaden würde aber ohne das Hinzutreten einiger den Milchkühen günstigen Umstände, die wir später entwickeln werden, ungleich größer seyn. Dem ohngeachtet dürfte manchem nur oberflächlich zu rechnen gewöhntem Landwirthe das angeführte Deficit schon ausserordentlich scheinen. Dem muß ich aber sagen, daß Gras und Heu dem Vieh nach den hier gewöhnlichen ziemlich hohen Preisen angerechnet worden sind. Noch höher in dem Verhältnisse wurde ihm sein Antheil an Wurzelgewächsen angesetzt, wodurch freylich der Ertrag des Brachfruchtfeldes gesteigert, das Vieh aber ausser Stand gesetzt wurde, solche theure Kost zu bezahlen. Ob die Anrechnung der Wurzelgewächse zu ihrem Verkaufspreise, die rechte sey, darüber sind, wie ich glaube, die Landwirthe noch nicht einig. Mehrere von ihnen wollen dem Vieh nicht mehr als die Productionskosten und Grundlasten von jenen Gewächsen zu Last schreiben, wie solches bey dem Klee geschieht; ich bin aber nicht damit einverstanden,

in=

indem der Fall sehr verschieden ist. Der Klee verbessert an und für sich, ohngeachtet alles Kopfschüttelns seiner Widersager, den Boden, statt daß die Wurzelgewächse ihn aussaugen. Ich bin daher in diesem Stücke entschieden für die Berechnungsart des Hrn. Fellenbergs. Dann folgt aber nothwendig, daß es übel angebracht sey, das Vieh mit viel solchen Leckerbissen zu bedienen. Leider aber wird man auch bey der strengsten Ökonomie finden, daß, seltene Umstände und Localitäten abgerechnet, das Milchvieh immer Nachtheil bringe.

Ausser jenem reichlichen Futter sind in dem Conto noch einbegriffen: Wartung, Licht, Feuer, Stroh, Verzinsung des Geräthes und des Stalles, und, wie wir gesehen haben, die Prozente des in dem Vieh steckenden Capitalwerthes; mit einem Worte: alle nur ersinnliche Ausgaben. Dagegen wurden Milch, Rahm, Butter, Käse, Zuwachs und Absatz dem Vieh zu Gunsten angeschrieben. Um sich der Vermehrung oder Verminderung des Capitalwerthes zu versichern, wird der sämmtliche Viehstand alljährlich abgeschätzt, und der zu schliessenden Rechnung zu gut und der zu eröffnenden zu Last geschrieben. Würden alle diese Umstände in jeder Wirthschaft berücksichtiget, so würde Mancher nicht leicht mit dem großen Nutzen pralen, der angeblich aus seinem Viehstande hervorgehen soll. Er würde vielleicht mit uns einstimmen: daß das Viehhalten ein Übel, wiewohl ein nothwendiges Übel, ist.

Wir wollen nunmehr den Ertrag des Viehstandes mit dem der Ackerlande vereinen, um den Ertrag auszumitteln, der aus der ganzen Wirthschaft hervorgeht.

Conto der ganzen Wirthschaft

Soll: Franken	S.	Pf.		Haben: Franken	S.	Pf.
			1810 zu 1811.			
15583	19	7	Ackerlande	22977	9	8
29486	7	—	Viehstand	25771	13	—
3678	19	1	Reiner Ertrag	——	—	—
48749	2	8		48749	2	8
			1811 zu 1812.			
16605	13	3	Ackerlande	24048	18	6
26163	7	—	Viehstand	24107	7	—
5387	5	3	Reiner Ertrag	——	—	—
48156	5	6		48156	5	6
			1812 zu 1813.			
17532	3	5	Ackerlande	21345	17	4
26104	3	—	Viehstand	22617	15	—
327	5	11	Reiner Ertrag	——	—	—
43963	12	4		43963	12	4

Bilanze:

Reiner Ertrag von 1810 — 1811	3678	19	1
Reiner Ertrag von 1811 — 1812	5387	5	3
Reiner Ertrag von 1812 — 1813	327	5	11
Reiner Ertrag von 3 Jahren . . .	9393	10	3

Der

Der Wylhof, mit Ausschluß der Wiesen und Forsten, gab also in dem angeführten Zeitraume einen völlig reinen jährlichen Überschuß von 3131 Fr. [macht 20 von der Juchart, oder 9 Fl. 40 Kr. vom Berl. Morgen.] Da nun alle Betriebskosten, Abgaben, Capital- und Grundzinsen davon abgezogen sind: so müßte man jenen Überschuß als den baaren Lohn der Industrie ansehen, wenn er nicht noch einigen besondern Umständen sein Daseyn zum Theile zu verdanken hätte, welche ich zur Würdigung der Kunst und zum Troste derjenigen, die nicht eben so viel aus ihrer Wirthschaft hervorbringen,— ein Fall, in welchem sich wohl bey weitem der große Haufe befindet,— hier anführen will. Es könnte sonst auch noch mancher Eigenthümer, der sein Gut auf eigene Rechnung bewirthschaften läßt, verleitet werden, mit seinem Verwalter unzufrieden zu seyn, der ihm nicht alljährlich einen gleichen Überschuß darzubiethen hat. Dem Sachkundigen brauche ich indessen nicht zu sagen, daß ein Überschuß, in dem Sinne, wie wir ihn höher angenommen haben, unter die seltnen Ausnahmen gehört, und durchaus nicht als Regel gelten kann; denn erstlich ist für die Verwaltung, das ist weder für die Beköstigung noch das Honorar des Verwalters etwas verrechnet worden. Zweitens finden sich in Hofwyl ganz eigene Verhältnisse, die ich hier auseinander zu setzen habe.

Kein Mensch zweifelt, daß die Kühe da den höchsten Ertrag geben, wo man Milch und Rahm

in Geld umwandeln kann, indem die daraus fabrizirte Butter nie zu dem Preise kömmt, den jene Gegenstände haben. Dieser Vortheil, der gewöhnlich nur in der Nachbarschaft größerer Städte statt hat, findet sich zum Theile auch in Hofwyl. Eine Bevölkerung von 150 Menschen, welche die verschiedene Anstalten hier zusammenbringen, erfodern einen beträchtlichen Aufwand von Milch und Rahm. Fellenberg als Landwirth verkauft an Fellenberg als Vater und Vorsteher jener Anstalten einen beträchtlichen Theil von diesen Gegenständen. Dadurch kann der Vorsteher dem Landwirthe alle Vortheile gewähren, die dieser sonst nur aus der Nachbarschaft einer Stadt beziehen könnte. Nun ist aber unter hundert Wirthschaften kaum eine in einem so günstigen Falle, die neun und neunzig anderen müssen also wohl ihre Milch zu einer Waare verarbeiten, die sich ohne Beschwerlichkeit verführen läßt. Da wir das Treiben des Hrn. von F. in dieser Schrift nur in landwirthschaftlicher Hinsicht betrachten: so müssen wir bey seiner Ausmessung die Regel und nicht die Ausnahme anwenden. Dem zu Folge werden wir die verbrauchte, oder, was hier dasselbe ist, die verkaufte Milch in Butter reduziren, und der abgerahmten einen Preis zulegen, der mit dem davon abgenommenem Buttergehalte in einem gerechten Verhältnisse steht.

Die Buchhaltung von Hofwyl berechnet

das Pfund Butter	. . . . .	zu 24 Kr.
die Maaß Rahm	. . . .	zu 32 —
die Maaß Milch	. . . .	zu 8 —
die Maaß abgerahmte Milch	. .	zu 4 —

Da der Preis der Butter derjenige ist, für den man sie in Bern absetzen kann: so muß es auch dabey sein Bewenden haben. Die abgerahmte Milch aber ist offenbar zu hoch angeschlagen. Ich fand zu Hofwyl, daß 6, 4 Maaß Milch, in einem Durchschnitte von vier Jahren, von 1810 zu 1814, eine Maaß Rahm und also auch ein Pfund Butter gaben. Nun steht diese Butter 6 Batzen und der Preis der entrahmten 5, 4 Maaß Milch $5\frac{2}{5}$ Batzen. Es stünde also diese Milch der davon gewonnenen Butter beynahe gleich, welches mir nicht annehmbar scheint. Der höchste Preis, den wir dieser Milch geben können, darf den der Hälfte der Butter nicht übersteigen. Wenn dieses in der Schweitz eines Beweises bedürfte, so darf man nur den Preis der magern Käse, die rahmlos gemacht worden sind, mit dem der fetten zusammenhalten, in welchen der Rahm geblieben ist. Da steht das Pfund von diesen zu 20, und das von jenen zu 10 Kreutzer. Der höchste Preis also, den wir der abgerahmten Milch in unserer Berechnung geben können, ist $2\frac{1}{4}$ Kr. Wir wollen nunmehr den Ertrag des verkauften Milchwesens, sowohl nach der Hofwyler, als meiner Berechnungsart, gegen einander vergleichen.

Be-

Berechnung von Hofwyl.

Es wurden zum Verbrauche an die verschiedenen Anstalten in drey Jahren verkauft:

	Maß		Batzen		Franken	S.
Milch . . .	6249½	zu	2	=	1249	18
Rahm . . .	1569½	—	8	=	1255	12
abgerahmte Milch	30548	—	1	=	3054	16
					5560	6

Gemeingültige Berechnungsart.

6249½ Maaß Milch zu 6, 4 Maaß p. Pfd. Butter geben 976½ Pfund . . .	=	585 Fr.	18 S.
5357 Maaß abgerahmte Milch, von dieser Butter herkommend, zu 2¼ Kreutzer . . .	=	301 —	6 —
1569½ Maaß Rahm geben 1569½ Pfund Butter .	=	941 —	14 —
30548 Maaß abgerahmte Milch zu 2¼ Kr.	=	1718 —	6 —
		3547 —	4 —

Es würde also Hr. F. als bloßer Landwirth 2013 Franken weniger erlößt haben. Schlagen wir, wie billig, das Honorar und die Bekóstigung des dirigirenden Ökonomen hinzu, so werden wir jährlich nicht viel über 1000 Schweitzer Franken reinen Überschuß haben. Ich sage: gänzlich reinen. Hätte Hr. v. F. sich für die Folge auch nicht mehr als so

 viel

viel zu versprechen, so bewiese es doch, mit wie wenig Grund sichere Personen sich über seine Wirthschaft ausgesprochen haben. Es giebt aber Leute, die keine Augen haben, und doch allenthalben nur Böses sehen; und andere, die zwar Augen haben, aber nirgends etwas Gutes sehen wollen. Wir wollen die einen verachten und die andern bedauern.

Ich bin übrigens weit entfernt, zu behaupten, daß Hr. F. den reinen Ertrag seiner Wirthschaft nicht bedeutend, und zwar sehr bedeutend vermehren könne, und es auch werde. Dieses letztere wird er jedoch auf seinem Wege erst spät erreichen; dann nämlich, wenn er durch eine lange Jahrenreihe bey anhaltendem kräftigen Düngen, also mit Beybehaltung seines mehr als zureichenden Viehstandes, die tiefe Krume so verbessert haben wird, daß sie durchaus zur guten Ackerkrume geworden; welches aber weiter hinauslaufen dürfte, als man es sich Anfangs vorgestellt hat. Auch wird er diesen Vortheil nicht ohne sehr beträchtliche Opfer erkaufen; wie ich schon anderswo gesagt habe. Eine Erdschichte von 20 — 24 Zoll Tiefe bis zu dem Zustande zu erheben, den eine Schichte von 6—8 Zoll erst in Menschenaltern erreicht hat, ist ein Unternehmen, das nicht anders, als mit großer Kraft unternommen und mit vielem und anhaltendem Nachdrucke fortgesetzt werden muß, wenn der letzte Zustand der Dinge nicht schlimmer als der erste werden soll. Bey dem Ineinandergreifen der verschiedenen

Pläne

Pläne des Besitzers von Hofwyl mag solches wohl gerathen, was unter den meisten Verhältnissen einem andern Unternehmer den Untergang zugezogen haben würde. Die hohe Benutzung des Molkenwesens und die starke Zulage und große Verbesserung der Wiesen werden Hrn. F. endlich über alle Beschwerlichkeiten siegen lassen.

Daß er jedoch schon itzt seine Äcker höher als bisher benutzen könne, davon bin ich überzeugt. Hr. F. ist der entschiedenste Feind, den das Unkraut je unter den Sterblichen gehabt hat. Sein Krieg damit ist unaussetzlich; allein es könnte seyn, daß die Kriegskosten sich höher belaufen, als die Zerstöhrung seines Gegners ihm Nutzen gewährt. Die Menge der arbeitenden Hände [ich spreche von denen, die sich blos mit dem Wirthschaftsgetriebe und nicht mit den Verbesserungen abgeben] ist sehr groß, und ihre Anwendung schien mir nicht selten eine Verschwendung. Wozu, sagte ich mir, die vervielfachten Pferdehacken, Pferdeschaufeln und Extirpatoren, wenn man neben ihrem Gebrauche noch eine solche Menge Arbeit mit der Hand vollführen läßt? Jene neuerfundene Instrumente sind es doch wohl, welche einen Theil mehr kostender Arbeit ersparen sollen, und nun fand ich in Hofwyl ungleich mehr Hände angestellt, als in irgend einer Wirthschaft, die mir noch vorgekommen ist, und wo man nichts von solchem hülfeleistenden Geräthe weiß. Jene gehaüfte Handarbeiten sind es denn auch, welche die Be-

Bestellungskosten so sehr vermehren. Sie bewirken aber noch einen andern Nachtheil, der Hrn. Fellenberg mehr als jeder andere am Herzen liegen muß. Weniger auf seinen Privatnutzen, als auf die Beförderung des allgemeinen Besten bedacht, sucht er durch Lehren und Thaten zu predigen. Das Geld, das aus der Anfertigung nützlicher neuer Ackerwerkzeuge hervorgeht, liegt ihm weit weniger an, als ihre Verbreitung, und die Hoffnung, durch sie seinen Mitbürgern einen Theil der Arbeit und Kosten zu ersparen, ihre Feldbestellung zu erleichtern und zu vereinfachen. Diesem edlen Zwecke aber wird zu Hofwyl durch die Anstellung so vieler handarbeitenden Taglöhner entgegen gehandelt. Der Augenzeuge schreckt vor jeder Verbesserung zurück, sprechend, wie ich das nicht selten von den Nachbaren gehört habe: „Wozu mir eine solche Cultur, da ich nicht so viele Hände wie Hr. F. ins Werk stellen kann?“ Daher kömmt es denn auch hauptsächlich, daß das Beyspiel von Hofwyl noch nicht die geringste Nachahmung in den nahen Umgebungen hervorgebracht hat.

Ausser der Einschränkung so vieler ausserordentlichen Handarbeit, könnte Hr. v. Fellenberg auch noch eine bey dem Gespanne einführen. Das Pflügen mit vier Pferden und zwey Menschen hat etwas so Widriges und Antimusterhaftes, daß ein ungewöhntes Auge es nicht ohne Ekel anschauen kann; und eher verschrieb ich mir einen Pflug aus Ame-

Amerika, als einen solchen Unfug auf meinen Feldern zu dulden; denn daß der Argauer Pflug nicht mit weniger als 3—4 Pferden zu führen ist, muß ich zugeben. Auch gehörte dazu ein weniger tiefes Pflügen, als das, welches Hr. F. eingeführt hat. Die Nützlichkeit, daß die Erde von Zeit zu Zeit bis 18 Zoll tief ausgepflügt werde, will ich, da nun einmal der Anfang damit gemacht worden ist, nicht in Abrede stellen; allein das Wiederholen desselben müßte, glaube ich, nicht alle vier, sondern erst alle sechs Jahre vorkommen. In den fünf Zwischenjahren würde ein 6, 8, 10 Zoll tiefes Pflügen zureichen. Man hätte dann alljährlich nur den sechsten Theil der Felder mit vier oder sechs Pferden zu pflügen, zu allen übrigen Pflugarten gehörten bey einem guten Pfluge, und auf einem Boden, wie der zu Hofwyl, nicht mehr als zwey Pferde, und kein Leiter. Dadurch würde der Wirthschaft die Unterhaltung von vier Pferden und mehr als einem Menschen erspart werden.

Mit dem erst alle 6 Jahre wiederholten Tiefpflügen würde die Vierfelderwirthschaft auch mit dem größten Vortheile in eine sechsfeldrige übergehen können. Der Klee müßte alsdann gedeihen, und würde, wiewohl er nur den sechsten Theil der Ackerlande deckt, bey der Ausdehnung der schönen Wiesen von Hofwyl, zum Unterhalte des starken Viehstapels zureichen, den man daselbst unterhält, und, der übrigen Anstalten wegen, auf eine sichere

Weise auch ohne allzugroßen Schaden unterhalten kann. Durch die Einschränkung des Kleebaues würde man nicht allein bessern Klee haben, sondern auch ein Zwölftel der Ackerlande ersparen. Schränkte man zugleich den Bau der Wurzelgewächse ein: so würde man noch ein Zwölftel, zusammen also 26 Juchart Ackerland gewinnen, die man zum Anbau verkaüflicher Gewächse verwenden könnte. Setzte man den Anbau des Wintergetreides an die Stelle des Sommergetreides, so erginge daraus ein neues Plus an Korn und Stroh. Pflügte man endlich den Dung nicht mehr so tief in die Erde, und brächte ihn in nährere Berührung mit den Handelsgewächsen, so würde man einen sicherern und reichern Ertrag davon zu erwarten haben. *)

*) Ueberzeugt von der Gründ- und Nützlichkeit dieser Vorschläge, habe ich sie so gerade aus meinem Herzen herausgeschrieben; überzeugt, daß der Mann, den sie betreffen, sie, als ein Freund des Guten und Wahren, mit Liebe und Nachsicht aufnehmen wird.

XXIV.

Ackerwerkzeuge.

Es geht mit den Ackerwerkzeugen wie mit der Cultur. Überall glaubt man die besten zu haben. Man denkt daher auf keine Veränderung, kaum auf eine Verbesserung; denn damit trieben es ja die Väter, und wie sollten die Enkel nicht damit fertig werden können? Allein, so wie viel daran fehlt, daß jede eingeführte Cultur immer die bessere sey: so fehlt oft noch mehr, daß die längst gebrauchten Werkzeuge auch die besseren seyen. Die Künstler, die Fabrikanten sinnen täglich auf die Vervollkommnung ihrer Werkzeuge, um bessere oder weniger kostende Arbeit zu Stand zu bringen, und nur der nothwendigste aller Betriebe, der Ackerbau allein, soll auf keine Verbesserung sinnen dürfen? So glaubt's der Bauer, und so versichern es uns sichere wissenschaftliche Leute, die aber freylich noch weniger von dem Handwerke verstehen, als der Bauer. Professoren sogar auf Akademien erklären rundaus die Ausmittelung besserer Pflüge für eitle Spielerey. Wir Landwirthe wollen aber diese Herren bitten, bey ihrem Leisten zu bleiben und uns die Sorge für den unsrigen zu überlassen.

Schwer hält allerdings die Einführung neuer Werkzeuge; noch schwerer die Wegschaffung der alten. Auch muß man sich nur mit Vorsicht, Uberlegung, Geduld und einem festen Entschlusse daran-

wagen. Ausserdem ist eine solche Einführung kostbar und schwer, wie jeder Anfang. Aber nichts darf den rationellen Landwirth abschrecken, auf eine Verbesserung in einem so wesentlichen Stücke bedacht zu seyn; und Dank muß er wissen Denjenigen, die, nicht ohne Kosten und Aufopferungen, sich zu seinem Besten auf die Erfindung neuer und besserer Werkzeuge verlegen. Nicht weniger aber als der Erfinder macht sich auch der Verbesserer und Verbreiter des Erfundenen verdient, dem es oft erst nach haüfigen und kostbaren Versuchen gelingt, das Werkzeug zu vervollkommnen, zu vereinfachen, oder dauerhafter, weniger kostspielig, also gemeinnütziger zu machen.

Auf dieses doppelte Verdienst hat Hr. F. gewiß in einem hohen Grade Anspruch. Die Summen sind bedeutend, die er darauf verwendet hat; aber der Erfolg krönte auch in mehreren Stücken sein Unternehmen, und seine Ackerwerkzeugfabrik ist itzt, ohne Widerspruch, die bedeutendste, die noch irgendwo zum Behufe der Landwirthschaft errichtet worden ist. Etwas theuer müssen allerdings seine Werkzeuge im Anfange gehalten werden, indem nichts billiger ist, als daß er sein vorgelegtes Capital wieder zurückziehe, noch ehe seine Fabrikate anderwärts nachgemacht, auch wohl nachgepfuscht werden. In dieser letzten Beziehung darf es daher einem guten Landwirthe, dem es um ein gutes Werkzeug zu thun ist, nicht gereuen, etwas mehr

für ein Original zu zahlen, als sich zu einem geringeren Preise mit einer mangelhaften Copie zu behelfen.

Hr. F. hat, wie er selbst anerkennt, nicht viel ganz Neues erfunden; allein er hat manches schon Erfundene so namhaft verbessert, daß man es als neu ansehen kann. Der Säekasten, der Extirpator, die Pferdehacke, die Pferdeschaufel, der Häufelpflug waren schon vor F. bekannt, und er läugnet nicht, daß die unvollkommene Abbildungen [nicht Modelle] der Engländer ihn auf die erste Spur führten, von der er ausging, sich mehr oder weniger davon entfernte, und seine Lehrer in manchen Stücken übertraf. Man erwarte von mir keine vollständige Beschreibung der Hofwyler Werkzeuge; Hr. F. hat sie schon vollständig genug bekannt gemacht. Ich werde mich hier lediglich auf die Vorzüglichkeit einiger derselben einschränken, und auf die Eigenheiten, welche sie von den bisher bekannten unterscheiden.

Pferdehacke, Pferdeschaufel und Häufelpflug

haben alle dasselbe Gestelle, und sind nur durch die in der Erde arbeitende Eisen von einander verschieden. Da diese nun nach Wohlgefallen auf dasselbe Gestelle gebracht werden können, so hat dieses für eine kleine Wirthschaft einigen Vortheil, bey einer größern aber ist es von keinem Belange, macht zu

vie-

vielen Aufenthalt, und das Gestelle würde durch den mannigfaltigen und immerwährenden Gebrauch zu viel angegriffen werden.

Die Pferdeschaufel unterscheidet sich von der Pferdehacke durch ein waagrecht liegendes, etwas mit seiner Schneide gesenktes, etwa einen Fuß langes und drey Zoll breites Messer. Sie erfodert bey der Führung einige Aufmerksamkeit, und hat daher zu Hofwyl den Namen Paßauf erhalten. Der besondere Nutzen des Messers hat mir nicht einleuchten wollen, und ich mögte ihm immer drey flache spitzzulaufende Schaaren vorziehen. Ob die dabey angebrachte kleine eiserne Egge von einigem Nutzen sey, will ich, da ich mich davon nicht anschaulich überzeugt habe, weder bejahen noch verneinen.

Der Pferdehacke werden manchmal ein, manchmal drey und manchmal fünf Schaare aufgesetzt. Bey dem Gebrauche der fünf Schaaren wird zwar der Boden möglichst verkrümelt; allein ist dieser nicht sehr rein, so muß sich der Zwischenraum der Schaare nothwendig verstopfen. Das einzelne Schaar, welches für sich allein gebraucht wird, hat eine Kappe von Eisen auf, welche den Grund nach beiden Seiten wegstreicht, daher es zum leichten Behaufeln recht gut dienen kann. — Ob das an dem Gestelle befestigte Rad nicht etwas zu schwankend angebracht sey, das Werkzeug daher bey oberflächlicher Arbeit die nöthige feste Richtung nicht habe, lasse ich dahin gestellt seyn.

Als

Als Häufelpflug leistet dieses Ackergeräthe alles, was man davon fodern kann, wie ich mich dessen überzeugt habe. Auf manchem Boden würde man das Schaar daran etwas breiter machen können.

Der Extirpator

oder die vielschaarige Pferdehacke. Ich halte die Vortheile, welche dieses nützliche Werkzeug, unter welcher Form es auch bisher erschienen ist, dem Ackerbau gewährt, für so erwiesen, daß es beynahe keiner neuen Anempfehlung mehr bedarf. Wenn aber der Unwissende glaubt, es zur Reinigung eines verqueckten Ackers anwenden, oder gar zum Umbruche einer Grasnarbe anwenden zu können, so heißt das freylich: das Pferd bey dem Schweife ziehen, und sich beklagen, daß es nicht voran will. Demjenigen aber, dem es um die Reinigung des Ackers von Samenunkraute, um das Zermürben der Erdkrume, um die Ersparung einer wiederholten kostspieligen Pflugarbeit zu thun ist: der greife nur beherzt zu der vielschaarigen Pferdehacke; und ist seine Wirthschaft ausgedehnt, so wird er durch ihre Anwendung ein Gespann weniger zu halten brauchen, und manches an Hafer und Heu erübrigen. Wer sich endlich einen Begriff von einer vollkommenen Saatbestellung machen will, der muß den Gebrauch des Extirpators in Verbindung mit dem des Säekastens gesehen haben. Auch ich war einst

einst gegen jenes nützliche Werkzeug eingenommen, bis mich der Anblick seiner Anwendung in Hofwyl bekehrte.

Ich will dadurch nicht sagen, daß dieses Lob ausschlüßlich dem Fellenbergischen Extirpator gebühre. Mit dem Thaerschen und Englischen wird man ohne Zweifel dasselbe zu Stande bringen. Indessen scheint mir der Fellenbergische doch einige besondere Vorzüge vor den bisher bekannten zu haben; denn

erstens sind die Stiele oder Füße, woran die Schaarplatten sitzen, bis auf ihre Bekleidung an ihrem untern vordern Theile, ganz von Holz, wodurch sie weniger kostbar, als die eisernen Stäbe, fallen, die überdem mit einer Schraube an ihrer Höhe versehen seyn müssen: statt daß bey den Fellenbergischen ein bloßer Kiel zureicht, um sie unerschüttert anzuhalten.

Zweitens, stehen die Füße in einer schrägen Richtung nach dem Punkte zu, auf den sie ihre Kraft äussern sollen. Ihre Wirksamkeit ist also größer; der Widerstand, den sie zu überwinden haben, geringer; die Arbeit also für das Gespann leichter, als wenn sie senkrecht in das Gestelle eingelassen wären.

Drittens, macht eben diese schräge Richtung, daß sie nie in ihren Angen erschüttert werden können, indem der Druck gerade in der Richtung wirkt, in welcher sie in dem Balken festsitzen. Wo aber, wie

wie bey den Englischen Pferdehacken, die Füße senkrecht eingelassen sind, da biegen sie sich nicht selten, oder brechen, oder treten doch aus ihrer gehörigen Richtung heraus.

Viertens, sind die Fellenbergischen Schaare weniger kostend, können ohne Mühe von den Füßen abgenommen und aufgesetzt werden. Sind sie durch die Arbeit abgestumpft, welches immer von unten herauf geschieht, so bedürfen sie keines Schleifens, welches äusserst beschwerlich wäre, sondern blos des Umkehrens.

Das Einzige, was mir an den meisten Extirpatoren zu Hofwyl mißfallen hat, ist: daß ich sie für zu schwer halte; so wie ich denn überhaupt ein Feind von allem plumpen Wesen bey dem Feldgeräthe bin.

Der Fellenbergische Furchenzieher hat in seinem Baue mit dem des Extirpators viele Ähnlichkeit; nur hat er eine Reihe Füße und keine Schaare. Er entspricht vollkommen seinem Zwecke, und ich zweifle, ob man ihn je wird verbessern können.

Der Säekasten.

Mehrere Personen haben das Reihensäen Fellenbergs mit der Drillmethode der Engländer verwechselt, und glaubten daher gegen jenes geltend zu machen, was man, nicht ganz mit Unrecht, gegen diese einzuwenden hat. Es liegt aber zwischen beiden der sehr wesentliche Unterschied: daß die Eng-

Engländer die Zwischenraüme mit der Pferdehacke beschaffen, welches zu Hofwyl nicht geschieht; daher auch bey der englischen Methode die Reihen noch einmal so weit von einander fallen, als bey der Fellenbergischen. Dadurch scheint freylich, als wenn das Reihensäen hier ein Überfluß wäre; daß die Saat eben so gut breitwürfig geschehen könne, und der Säekasten daher nur ein kostspieliges, sehr entbehrliches Möbel bleibe, das eher zu dem Apparate eines Windmachers, als zu dem Inventarium eines gewöhnlichen Landwirthes gehöre.

Ich selbst war früher dieser Meynung; allein eine spätere Ansicht der damit bestellten Saaten; die Untersuchung, welche ich über den neuen Fellenbergischen Säekasten anstellte; der Gebrauch, den ich davon machen sah; das Lob, das ihm mehrere gewöhnliche Bauern in der Gegend von Hofwyl, welche sich einen solchen Kasten verschafft haben, beylegen; das Ersparen eines großen Theiles der Einsaat *); die ebenmäßige Vertheilung des Samens, und sein gleiches Unterbringen zu jeder beliebigen Tiefe, brachten mich auf eine ganz entgegengesetzte Meynung. Wenn ich dazu setze, daß mit einem und ebendemselben Werkzeuge alle Gattungen von Getreide, Hülsenfrüchte, Wurzel- Futter- und Handelsgewächse blos durch das mehr oder we-

*) Hr. F. schlägt es auf die Hälfte des gewöhnlichen Saatkornes an.

weniger feste Stellen der Bürsten gesäet werden können; daß auch der rascheste Abhang nicht daran hindert; daß ein Pferd, ein Knecht und ein Knabe bey der Führung zureichen; und endlich, daß die Anschaffung dieses Säegeräthes nicht überaus kostbar, und seine Unterhaltung leicht und einfach ist: so kann ich nicht anders, als einem Werkzeuge meinen Beyfall geben, den es in einem so hohen Grade verdient. Vereinige ich alle gedachte Vorzüge, und vergleiche sie mit andern Werkzeugen dieser Art, wovon ich gelesen habe: so glaube ich nicht, daß irgend ein anderes darin dem Fellenbergischen gleichkomme, und daß der Mann, der es erfunden, wahrhaft den Dank des Publikums verdiene.

Da mir gesagt worden war, daß ein gemeiner Landwirth, Namens Loder, eine Meile von Buchssen wohnhaft, in Gemeinschaft mit zwey andern Bauern sich diesen Säekasten angeschafft hätte, und seiner schon seit zwey Jahren bediene: so wollte ich den Mann selbst sehen und abhören.

Nun, sagte ich, Loder! Woher kömmt es, daß auch Ihr euch eines Säekastens bedient; könnt Ihr etwa nicht gut säen?

„Ja, wohl! war die Antwort; aber so gut als der Kasten kann ich's doch nicht, und wenn ich's auch könnte: so kann ich den Samen doch nicht so gleichförmig und zu beliebiger Tiefe in die Erde bringen."

Welchen Vortheil erzweckt Ihr aber dadurch?

„Den, daß meine Frucht gleichmäßig aufgeht; keine leere Stelle, und keine übersäete vorkömmt; daß meine Halme zu gleicher Höhe in Reih und Glied, wie ein Regiment Grenadiere, aufmarschiren, und endlich, Herr! daß ich Samen dabey erspare."

Wie viel Samen erspart Ihr wohl?

„Nicht gerade so viel, als Herr Fellenberg; aber doch so viel, daß da, wo ich sonst 24 Mäßl auf die Juchart säete, ich ihrer itzt nur mehr 16 brauche."

Was könnt Ihr mit eurem Kasten säen?

„Alles was ich will, und was ich baue; sogar Flachs und Hanf. Nur keine Kartoffeln, versteht sich!"

Habt Ihr nicht schon etwas an dem Kasten ausbessern müssen?

„Noch nichts, als einmal eine neue Bürste, die ich einsetzte, und die jeder Andere einsetzen kann." . . . .

Der Leser vergebe mir, wenn ich so aus der Quelle schöpfe. Der natürliche Beyfall eines gewöhnlichen Landwirthes gilt in solchen Dingen oft mehr, als was die Gelehrten auf Universitäten darüber schreiben.

Was meine eigene Meynung über das Aussäen dieses Geräthes betrifft, nach dem wie ich aus den Saaten zu Hofwyl urtheilen konnte: so säet es

Rocken,

Rocken, Weitzen, Gerste, Hafer und Wicken sehr gut. In den Bohnenreihen fand ich einige Lücken, wovon ich aber nicht weiß, ob sie von dem Säekasten oder andern Ursachen herrührten. Der Dinkel soll sich nicht ganz so gut wie die übrigen Cerealien säen lassen; dennoch fand ich darin zu Hofwyl keine merklichen Mängel. Ein Hauptvortheil der Fellenbergischen Maschine ist: daß man den Klee zu gleicher Zeit mit den Cerealien säen kann. Zu dem Ende hat sie eine eigene Walze, welches die Axe der Räder selbst ist. Sie dient auch zum Säen von Raps, Rüben und Mohn. In wie weit sie aber in dieser Rücksicht ihren Zweck erfülle, das kann ich, da ich sie nicht selbst dazu habe anwenden sehen, auch nicht bezeugen. Wenn der Raps, den ich bey Hrn. F. gesehen habe, damit bestellt worden war, so säet sie sehr gut; sonst gebührt dieses Lob seiner Handschiebsäemaschine nach Thaerscher Art.

Hr. F. rechnet, daß er durch den Gebrauch des Säekastens jährlich 1000 Schweitzer Franken an Samen aller Art gewinne. Daß man auf das Ersparen eines Drittels der Einsaat rechnen könne, halte ich für unbezweifelt; dadurch kann sich die Maschine bey einem etwas größeren Landwirthe schon im ersten Jahre bezahlt machen. — Ob eine solche Ersparung nicht auch den Staat interessiren solle? Wenn in einem Lande, das keinen Überfluß an Getreide hat, oder nach einer fehlgeschlagenen Ärndte, einige hundert tausend Scheffel an reinem

guten Korne erübriget werden könnten, die bey der gewöhnlichen Bestellungsweise, so gut als in den Strom geworfen worden wären: so ist dieses keine Kleinigkeit, sondern wol einiger Beherzigung werth.

Wenn in diesem Abschnitte die Rede von der Erfindung und Verbesserung so mancherley Ackerwerkzeuge war: so muß man verwundert seyn, nicht des Pfluges darunter erwähnt zu finden. Ich habe mich schon anderswo gegen den Aargauer Pflug, sichere Fälle ausgenommen, erklärt. Die Kraftverschwendung von 4 Pferden, wo man mit 2 Pferden dasselbe, und mehr ausrichten kann, ist sündhaft. Welche Wohlthat also, welches Verdienst, wenn ein Mann unter solchen Umständen seinen Nachbaren mit einem bessern Werkzeuge vorpflügt? Nicht blos die Erfindung, die Einführung eines bessern Pfluges schon allein verdient eine Bürgerkrone. So nützlich auch immer alle übrigen Werkzeuge dem Ackerbaue sind: so bleibt der Pflug doch immer das edelste, das nothwendigste und der Grundpfeiler des ganzen Geschäftes.

XXV.

Beleuchtung einiger Stellen in den Briefen über Frankreich, vom Hrn. Dr. J. H. Schultes, Prof. der Medicin auf der Universität Landshut.

Ich hatte mir zwar vorgenommen, von dem, was für oder gegen Hofwyl geschrieben ist, keine Notitz zu nehmen; ich glaube jedoch, daß das angeführte Werk eine Ausnahme davon machen müsse. Der Verfasser berührt die Fellenbergische Institute zwar nur en voyageur et en passant; allein dasjenige, was er darüber sagt, ist so neu und seltsam, daß es verdient, in den Archiven der Ackerbaukunde aufbewahrt zu werden. Ich gebe den Text wörtlich hier an, erlaube mir aber, zur Verständigung desselben einige Noten hinzuzufügen.

„— — Ich gebe Ihnen, sagt H. Schultes: „diesen Weg absichtlich so umständlich an, weil Sie „so zu sagen von Ort zu Ort werden fragen müssen, „um nach Hofwyl zu finden, das, eine Stunde davon „weg, Niemand, den wir fragten, wissen wollte. „So ist mancher berühmt in der Ferne, den in der „Nähe Niemand kennt. Die Bauern, die in dem „nahen Walde arbeiteten, sagten: daß sie nichts von „Hofwyl wüßten, daß aber wohl dort oben der „Wylhof stünde."

Woher dem Wylhofe der Name Hofwyl hergekommen sey, weiß ich nicht zu sagen. Hr. Fellenberg würde sich wenigstens nicht entschlossen haben, das Wörtchen Wyl vorne wegzunehmen und hinten anzuflicken: hätte er vorhersehen können, daß dieses zu einem so traurigen Irrthum Anlaß geben würde. Übrigens liegen die Örter Wiggiswyl, Deiswyl und Diemerswyl ziemlich nahe bey dem Wylhofe, und demnach wird man sich vielleicht erlaubt haben: Hofwyl auszusprechen. — Der Zug aber: So ist mancher berühmt in der Ferne, den in der Nähe Niemand kennt, ist ein wenig bitter und hier in keinem Betrachte anwendbar; besonders, wenn Hr. S. unter dem Worte Mancher nicht sowohl den Ort, als den Namen andeuten will, der ihn bewohnt; denn ich bin überzeugt, daß auch ein Hurone den Hrn. F. in der Schweitz ausfragen würde. — Da wir nun einmal wissen, wo der Wylhof liegt, so wollen wir Hrn. S. dahin folgen, und sehen, ob er sich nicht gleich vor der Thüre schon wieder an einen neuen Stein stoßen wird?

„Wie nun dieses Büreau der Landwirthschaft „(so steht es ja mit goldnen großen Buchstaben über „der Thüre geschrieben) immer heißen mag, Hofwyl „oder Wylhof, ich habe es nun auch gesehen, und „fand, insofern die Meynungen über dasselbe ge„theilt sind, daß beide Theile Recht haben.“

Da der Hr. Professer beiden Theilen Recht giebt, so wäre zu wünschen gewesen, er hätte sich auch die Mühe gegeben, solches aufzaklären, damit die streitende Partheien sich die Hände gebothen hätten.

„Felder und Gärten [260 Joche] sah ich so „bestellt, wie ich meine Felder nie bestellt zu sehen „wünschte."

Ein eben so schneller als scharfer und tiefer Blick! Warum hat uns Hr. S. die Mängel und Gefahr der Fellenbergischen Cultur nicht aufgedeckt, um auch unsere Felder und Gärten vor einem gleichen Übel zu bewahren?

„Den Viehstand und den Käsekeller fand ich „hier, wie überall in der Schweitz, sehr gut."

Hr. S. irret; denn der Käsekeller auf dem Wylhofe taugt nicht viel, und in Betreff des Milchkellers, so wird er ihn wohl schwerlich überall so gut als in Hofwyl gefunden haben; denn dieser Keller ist, selbst für Hofwyl, etwas zu grandios.

„Die Maschinen, von welchen man hier so „viel Aufhebens macht, schienen mir ohne großen „Nutzen."

Der Anschein trog also, wie das oft der Fall ist, besonders bey Nichtsachkundigen!

„Diejenige von diesen Maschinen, welche et„was taugen, z. B. die Schneidemaschine, haben „die Bauern in Österreich seit undenklichen Zeiten „als Rübenschneider."

Auch

Auch wird von dieser Maschine am wenigsten Aufhebens gemacht. Nach Hrn. S. ist es die einzige, die etwas taugt, vermuthlich, weil er bis dahin noch keine der andern bey einem Bauern gesehen hatte. Er könnte dieses Vergnügen aber itzt haben.

„Die Maschine zum Samenputzen haben die „Samenbauern fast überall. Der Extirpator ist „auch bekannt."

Mit Erlaubniß des Hrn. Professors, war der hiesige Extirpator, vor der Erfindung Fellenbergs, noch nicht bekannt. Aber freylich der Mann, für den ein Pflug ein Pflug ist, für den ist ein Extirpator auch ein Extirpator. Es scheint, Hr. S. habe sich eine Herzensangelegenheit daraus gemacht, alles, was er in Hofwyl gesehen, herabzuwürdigen.

„Alle übrigen Maschinen ersetzen bey weitem „den Menschen nicht, der die beste Säe- und Ärndte- „maschine ist."

Die Maschinen sollen bey dem Ackerbau den Menschen nicht ersetzen, eben so wenig als der Mörser den Apotheker ersetzt; sie sollen ihm nur die Arbeit dabey erleichtern. . . Zugegeben für die Ärndtemaschine; aber als säende Maschine betrachtet, muß ich an meine Augen und Erfahrung appelliren, und Hrn. S. um Entschuldigung bitten, wenn ich den Fellenbergischen Säekasten der säenden Hand des Menschen, in jedem Betrachte, vorziehe.

Die

„Die Ackerbaumaschinen kommen mir vor, wie „die Zucker- und Caffeesurrogate *). Die Spiele- „reyen mit den Pflügen erinnern mich an die Uni- „versalmittel der Alchimisten."

Diese Vergleichung hinkt! Es ist hier gar keine Rede von Mitteln und Surrogaten, sondern von der Erfindung neuer Werkzeuge, die noch fehlen, und von Verbesserung der alten. Das erlauben sich doch auch wohl alle Künste und Handwerke, sogar die Wissenschaften, ohne daß sie darum in Alchemisterey fallen.

„Es giebt keinen allgemein guten Pflug, so „wie es kein Universalmittel giebt. Der Provençale „pflügt noch, so wie der Grieche, mit dem Pfluge „ohne Räder. Der Tiroler, Kärnther, Steyermärker muß

---

*) „Als ich das schrieb, sagt Hr. Schultes in einer Note, wußte ich noch nicht, daß man eine Armenschule mit dem Institute von Hofwyl verbinden wollte, um Hände zu beschäftigen, die nothwendig besser seyn müssen, als alle Zapfen und Kurbeln."

Ich verstehe die ganze Phrase nicht recht. Vermuthlich wollte der Hr. Verfasser sagen: um Hände für die Arbeit zu haben, oder um sich Arme dafür zu verschaffen. Er irret aber gar sehr, wenn er dieses als Zweck oder Endabsicht jener edelmüthigen Anstalt betrachtet. Er hätte eben so gut, und mit mehr Wahrheit, sagen können: Hr. F. verbände das landwirthschaftliche Wesen mit der Armenschule, um diese zu beschäftigen; weil, ohne nützliche Beschäftigung, der ganze Zweck einer solchen Anstalt verfehlt werden würde.

„muß sogar die mühvolle Harke dem Pfluge öfters „vorziehen. Der Ungar läßt hier und da nur gar „wohl Schweine in seinem schwarzen, leichten, ge„segneten Ackerlande wühlen, das er nie düngen „darf. Der arme Pole vermag oft kein Quentchen „Eisen zu seinem Pfluge, an dem alles nur Holz ist, „zu verwenden; und alle diese Länder sind so gut be„baut, als sie es unter ihren dermaligen politischen „Verhältnissen seyn können. Ich habe mit 4 schwe„ren Pinzgauer Pferden vor dem Pfluge, mit 6 Och„sen, mit einem Maulesel, mit Rindern vor dem „Pfluge ackern gesehen."

Wenn wir, nach Hrn. S., bisher noch keinen allgemein guten Pflug haben, so beweist das nichts gegen die Möglichkeit seiner Existenz; es beweist nur, daß das Gewerbe des Ackerbaues noch nicht seine endliche Höhe erreicht hat, folglich noch immer verbessert werden kann. Freylich aber, wenn es bey dem Ackerbau blos auf die politischen Verhältnisse ankömmt, und es daher gleichgültig ist, ob wir den Boden von den Schweinen umwühlen lassen, oder ihn mit einem zweckmäßigen Werkzeuge bestellen; wenn es auf eins hinausläuft, ob wir die Sache mit 4 Pferden, mit 6 Ochsen oder mit einem einzigen Maulthiere abthun: so ist das Trachten nach bessern Werkzeugen nur eine unnütze Spielerey. Ich glaube aber, daß es manchem Landwirthe nicht gleichgilt, das ganze Jahr über acht Pferde zu füttern, wenn er bey zweckmäßigerem

Ackergeräthe die Arbeit mit 4 Pferden in seiner Wirthschaft vollbringen kann. . . Daß die Provence, Griechenland, Tirol, Kärnthen, Steyermark, Ungarn und Polen, nach Hrn. S., so gut gebaut sind, als sie es unter ihren itzigen politischen Verhältnissen seyn können, macht mir viel Vergnügen zu hören. Daß die politischen Verhältnisse vieles zum Vortheile des Ackerbaues beytragen, wußte ich wohl; allein daß sie Alles dabey thun, das hätte ich nicht gedacht. Nun schimpfe mir noch jemand auf einen trägen Bauern!

„Verhältnisse des Bodens und des Pflügens „machen jede Bespannung in ihrer Art zur besten."

Richtiger heißt es wohl: die schlechte Construktion des Pfluges macht nicht selten eine übertriebene Bespannung nothwendig. Wie viel ein guter Pflug zur Erleichterung der Arbeit beyträgt, darüber machte mein verehrungswürdiger Freund Hr. Karl Pictet von Genf die Erfahrung, die er nicht allein in der britannischen Bibliothek bekannt gemacht, sondern mir auch mündlich bestätiget hat. Er läßt seine Felder im Verdinge umpflügen. So lange er dieses mit den gewöhnlichen Landpflügen seiner Gegend thun ließ, zahlte er zwölf Franken für die Pose. Endlich verfiel er auf die Spielerey, den brabäntischen Pflug bey ihm einzuführen, und, siehe da! nun pflügen ihm dieselben Bauern die Pose für sechs Franken um. Das ist so ein Argument, dem sich so leicht nichts opponiren läßt, und

das

das beweist, daß das Ländlich, Sittlich, worauf Hr. S. es gepackt zu haben scheint, nicht immer das Klügste ist; selbst wenn man es in Ungarn oder Polen vorfinden sollte.

„Die Ökonomie hat das mit der Medicin gemein, daß sie kein Universalmittel kennt, und jedes „Wahl und Studium der genauesten Individualität „fodert. Daher taugt, meines Erachtens, kein „sogenanntes Landwirthschaftliches Institut etwas.“

Welche herrliche Schlußfolge! Es giebt bey der Ökonomie, so wie bey der Medicin kein Universalmittel: ergo taugt kein landwirthschaftliches Institut etwas. Da Hr. Dr. Schultes die Medicin mit der Ökonomie in dem Vordersatze zusammenstellt, so müßten sie billig gleiches Schicksal in der Folgerung theilen; es hieße also auch von jener: die Medicin hat kein Universalmittel; ergo taugt keine medicinische Lehranstalt etwas. Hat der Hr. Professor das wohl überdacht? Aber Gott bewahre mich! daß ich, als ein Laye, ihm in sein Handwerk greife! Eine Wissenschaft ist darum nicht verwerflich, weil sie das Unmögliche nicht möglich machen, oder das Unergründliche nicht ergründen kann. — — Im Vorbeygehen mögte ich fragen: ob Hr. S. auch zu Mögelin gewesen sey? Sonst verdiente es wirklich, daß er eine Reise hin mache.

„Der

„Der künftige Ökonom soll die Grundsätze „der Chemie und Pflanzenphysiologie und der Öko„nomie auf der Universität hören, und dann in jener „Gegend bey dem Landmanne praktisch anwenden, „wo er seine oder anderer Leute Gründe bauen will.“

Und warum, wenn ich fragen darf, soll er das auf der Universität, und nicht auch anderswo? Haben sich denn Kunst und Wissenschaft ausschlüßlich hinter das Catheder verkrochen? Wäre es z. B. in dem Fache der Ökonomie nicht sicherer, wenn der junge Mann die Grundsätze, die ihm auf Gerathewohl vorgetragen werden können, auch zugleich ausgeführt und angewendet sehen könnte, um sich von ihrer Gültigkeit und Wirkung zu überzeugen? Die Medicin hat ihre Spitäler, die Wundarzney ihre Amphitheater, die Physik ihren Apparat, die Chemie ihr Laboratorium; der landwirthschaftliche Lehrling muß also auch wohl einen Acker und eine Wirthschaft vor sich haben.

Ein solcher Schulen- und Stubenarendator, wie Hr. S. ihn haben will, sollte schönes Zeug auf dem Lande angeben, und würde noch ein wenig verlegener vor dem Acker stehen, als Stollbertus vor dem Krankenbette. Es sind dieses gerade diejenigen Leute, die alles schief angreifen, und der guten Sache Schaden thun; und wehe dem, der seine Gründe durch einen solchen Cameraden anbauen läßt!

„Alle

„Alle diese Ökonomie-Institute kosten mehr „als sie eintragen, und sind eben deswegen nichts „weniger als ökonomische Institute. Der Bauer „lebt von seiner Ökonomie, wird öfters sogar reich: „diese Ökonomie-Institute hingegen, wenn nicht der „Staat jährlich tausend und mehr Gulden zuschießt, „oder wenn sie nicht mit einer andern Anstalt ver- „bunden sind, verarmen, gerathen in Schulden und „gehen zu Grunde.“

Der Herr Verfasser vermengt hier gar unrichtig die Landwirthschaft mit dem landwirthschaftlichen Institute, und zieht darüber eine Parallele, die gar nicht paßt. Der Bauer so wie der Inhaber eines ökonomischen Institutes treiben Beide Landwirthschaft, und hierin sind sie unter sich vergleichbar. Lebt der erste von seinem Gewerbe: so muß der zweyte ceteris paribus es auch können, oder er ist nur ein Pfuscher und steht unter dem Bauern. Daß aber der zweyte noch ausserdem ein Institut hat, das heißt: daß er einigen Zuhörern den Ackerbau theoretisch erklärt und praktisch in dem ungestöhrten Gange seiner Wirthschaft zeigt, hat mit der Ökonomie nicht das Geringste gemein. Zieht er von seinen landwirthschaftlichen Zöglingen keinen Vortheil: so beweist das, daß ihn nicht die Liebe zum Gewinn, sondern der edle Trieb, das Gute zu verbreiten, dabey leitet; und so was ist wohl nicht tadelnswerth? Und wenn der Staat nun einen solchen auf das öffentliche Wohl bedachten Mann un-

unterstützte, damit er seinem Unternehmen nicht unterliegen, oder damit er des Guten mehr thun möge; wenn, um mich der Worte des Hrn. S. zu bedienen, der Staat jenem Manne jährlich tausend Gulden und mehr zuschösse: würde das Geld übel angebracht seyn? Thut der Staat nicht eben so viel für die Unterhaltung manches Professoren, dessen Lehramt ihm weit weniger nützt, als das eines landwirthschaftlichen Institutsherrn?

Übrigens mögte ich wissen, ob Hr. S. wirklich die Quitung Fellenbergs über die Tausende gesehen hat, welche ihm von dem Staate, worin er lebt, zugegeben worden? Gott Lob! Noch ist kein Banquerout da, und Hofwyl besteht immer. Hr. S. mag freylich die Aufrechthaltung desselben in den übrigen Anstalten suchen; daß dem aber nicht so sey, darüber verweise ich auf die in diesem Werke aufgestellte Berechnung des reinen Ertrages.

„Man muß Versuche machen, sagt man. In „so fern aber aus allen diesen Versuchen (wie die Erfahrung zeigt, da sie blos Kosten verursachen, und „nichts eintragen) noch kein Vortheil hervorging, „heißt dieses Versuchemachen eben so viel, als Geld „hinaus werfen, und beweisen, daß man es noch „nicht über die ersten Elemente des Combinations-„Calcüls in der Ökonomie gebracht hat. Der verständige Mann macht keine Versuche, die ihm „nachtheilig werden müssen."

Wohl

Wohl aber, wenn er Sinn für das Bessere, oder die Fortschritte von Kunst und Wissenschaft hat, und nicht, wie ein gewöhnlicher Bauer, auf Heller und Pfennig zu sehen braucht, solche, die mißrathen können. Ein Versuch ist kein Versuch mehr, wenn er nicht misrathen kann, oder misrathen muß. Übrigens ist der nur ein unüberlegter Waghals, der mehr auf das Spiel setzt, als er, ohne sich bedeutend zu schaden, entbehren kann.

Ich gehe hier unmittelbar zu dem Beschlusse dessen über, was Hr. S. über Hofwyl zu sagen gehabt hat, und verschiebe die Erörterung eines Ausfalls einer andern Art, den er sich erlaubt hat, auf einige Augenblicke.

„In dem nahe gelegenen Dörfchen Buchsen „stiftete im Jahre 1811 Conrad von Buchsen ein „Spital für fromme Pilger. Wir wünschten [fährt „der Herr Verfasser sehr witzig fort], daß Hr. Fel„lenberg ein ähnliches Institut für verunglückte Öko„nomen errichten mögte; es würde ihm an Zuspruch „nicht fehlen.“

Einverstanden! Das heißt: an Zuspruch von solchen Ökonomen, die, nach der Vorschrift des Hrn. Professors, auf der Universität die Grundsätze der Landwirthschaft geschöpft haben, und von da in einem Sprunge zur Praxis übergehen.

Ich komme nun zu einem wesentlichen Punkte in den Betrachtungen des Hrn. S. über die Anstalten von Hofwyl. Sie hangen zwar mit der

Land-

Landwirthschaft nicht zusammen; allein das Gute findet in jedem rechtlichen Manne seinen Vertheidiger, er mag hierzu berufen seyn, oder nicht! Wahrheit und Beförderung von Menschenwohl und Glück gehört uns allen an!

„Das Büreau der Landwirthschaft zu Hofwyl „ist mit einer Erziehungsanstalt verbunden. Die „Zöglinge am Institute [16 an der Zahl*), wovon „jeder jährlich 72 Louisd'or zahlt] sehen gesund aus; „es scheint mir aber unvermeidlich, daß sie nicht auf „einem einzelnen Hofe, nahe bey einem Walde, ver-„wildern oder Heuchler werden sollen. Ein Erzie-„hungsinstitut gehört nicht in eine Wildniß, so wenig „als in ein Kloster. Der Mensch ist zur Gesell-„schaft gebohren, und muß früh an dieselbe gewöhnt „werden."

Das Büreau der Landwirthschaft ist mit einer Erziehungsanstalt verbunden. Dieser Ausdruck ist höchst uneigenthümlich, und könnte glauben machen, als wenn Erziehung und Landwirthschaft in einander verwebt, oder doch nothwendig zusammengekettet wären. In der That aber heißt es: daß das Rechnungswesen, sowohl für

*) So mag es gewesen seyn, als der Verfasser dieses schrieb. Itzt [1815] sind der Zöglinge 39. Es würden ihrer 50 seyn, wenn Hr. F. Raum genug hätte, und 100, wenn er jedes Subjekt, worum er gebethen wird, aufnehmen wollte.

für die Landwirthschaft, als die Erziehungsanstalt und das Armeninstitut, auf demselben Büreau abgethan werde. Alle diese Anstalten haben unter sich nichts gemein, und was ihre Direction betrifft: so geht sie keineswegs von diesem Büreau, sondern von dem Cabinette Fellenbergs selbst aus.

Ich übergehe die Unrichtigkeit der Pension der Zöglinge, die von jeher nur 40 Louisd'or betrug, und nur itzt, so viel ich weiß, um etwas erhöhet worden ist. Geldsache kömmt hier weniger in Betracht als Menschenbildung.

Das Übrige, was in angeführter Note des Hrn. S. folgt, sollte man beynahe für unmöglich halten, wenn nicht alles zu unsern Tagen möglich, und alles zu sagen erlaubt geworden wäre. Hr. S. sieht also in Hofwyl nichts, als eine Art von Kohlenbrennerhütte, wo, mitten in einer Wildniß, von Wäldern und Schlünden umgeben, die rußigen Gestalten es nicht wagen dürfen, herauszutreten und sich in dem Zirkel gebildeter oder galanter Leute zu zeigen. — Wo mag damals wohl der Geist des Hrn. Professors gewesen seyn, da wir nicht zweifeln dürfen, daß sein Leib in Hofwyl war? Oder, können Vorurtheile und vorgefaßte Meynung den Menschen bis zu einem solchen Grade blenden? Dann muß ich wünschen, daß Hr. Fellenberg neben dem von Hrn. Schultes projektirtem Spitale ein zweytes für geblendete Reisende stifte, wo ihnen die Menschenliebe das Fell von den Augen ziehe.

Es

Es gab eine Zeit, wo man in Spanien Wirthshaüser für Palläste soll angesehen haben; was Wunder, wenn ein Anderer bey uns eine reitzende Landschaft und den Verein von einer ganzen Colonie höchst gebildeter und gesitteter Menschen in seiner Einbildungskraft zu einer Wildniß umschafft, und sie mit lauter Heuchlern und Kobolden bevölkert? So weit hätte es also unser gegenwärtiges Jahrhundert gebracht! Wie übrigens die Erziehung auf dem Lande mit der Heucheley zusammenhänge, wird Hr. S. ohne Zweifel uns später erklären, und damit einen wichtigen Aufschluß zu der neuen Pädagogik liefern. *)

Einst-

*) Ich, für meinen Theil, gestehe gern, daß, nachdem ich die Erziehungsanstalt der Kinder aus höheren Ständen bey meinem viermonatlichen Aufenthalte in Hofwyl beobachtet; nach dem Geiste, der sie belebt und leitet, geforscht; den Verein würdiger und ausgezeichneter Männer, die sich damit befassen, kennen gelernt; und alles dieses mit den Blüthen und Früchten verglichen habe; daß, sage ich, mir nie etwas Befriedigenderes und Nützlicheres vorgekommen ist. Und wenn ich gleich, als landwirthschaftlicher Beobachter, für kein ganz competenter Richter in dieser Sache anzusehen bin: so ist mir dennoch die Pädagogik nicht ganz fremd, und die Liebe für Kinder mir warm ins Herz geschrieben. Ich ehre die

Cul-

Cultur des Bodens zur Befriedigung physischer Bedürfnisse; aber hoch über ihr und glorreich schimmert vor meinem Auge die Cultur der Geisteskräfte, die Entwickelung des Keimes reiner Moralität, — die Bildung des Menschen.

Und dieses fand ich unverkennbar in Hofwyl. Es ist daselbst das große Werk, dem alles Uebrige nachstehen muß. Die Erziehung ist bey Fellenberg kein Broderwerb, wie eine Menge Beyspiele es beweisen. Sie ist Ruf; sie ist Drang des Herzens; Gefühl fürs Edle; Eifer fürs Gute; Liebe für Menschenwohl und Glück, und alles dieses in einen einzigen Punkt (Religion) zusammengezogen. Und Heil jedem Vater, der sein Kind zu Hofwyl erziehen lassen kann!

Aus dieser Schule können nur kraftvolle, gute, nützliche und selbstständige Leute hervorgehen. „Wenn ich," sagte einer der hiesigen älteren Zöglinge, während meines Hierseyns, zu einer Dame, die ihn mit den Gefahren des Weltlebens bedrohete, in das er nun bald eintreten wird: „wenn ich oder meine Cameraden, die hier erzogen werden, demjenigen nicht entsprächen, was man billig von uns zu erwarten berechtiget ist; dann, Madame! wären wir nichts besseres werth, als daß man uns alle zusammen füsilirte."

Diese Sprache ist wohl schwerlich der Ton eines Heuchlers; und der, der sie führte, war der junge etwa siebenzehnjährige Fürst, Joseph von Wrede.

Einst-

Einstweilen mögen sich die Bewohner von Hofwyl mit folgendem Sprüchlein des gutmüthigen Schillers trösten:

Es liebt die Welt, das Stralende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht! Es giebt auch gute Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwerz, Johann Nepomuk Hubert <<von>>,

Beschreibung und Resultate der Fellenbergischen Landwirthschaft zu Hofwyl

Hannover 1816

Bibl.Mont. 3946
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10724051-4